

I.

Emile Souvestre's Leben.

Unter den Schriftstellern, die in der jüngsten Vergangenheit sich einen Namen in der französischen Literatur erworben und einen heilsamen Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt haben, verdient Emile Souvestre hervorgehoben zu werden. Zwar ist er kein Schriftsteller ersten Ranges, der die gewohnten Wege verläßt und neue Bahnen einschlägt, um seinen Zeitgenossen Erstaunen und Bewunderung zu entlocken; aber die Gesinnung, aus der alle seine Schriften hervorgegangen, ist so ehrenwerth; der Zweck, den er in ihnen vor Augen hat, ein so löblicher, daß man mit wirklichem Vergnügen nähere Bekanntschaft mit ihm macht und immer gern zu ihm zurückkehrt. Auf seine Zeit sittlich einzuwirken, zur Besserung des Einzelnen wie der ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse beizutragen, dahin geht sein rastloses Bestreben, das ist sein einziger Ehrgeiz. Wer aber in solcher Weise vor das Publikum tritt, um es zu belehren und zu bessern, der muß sich auch gefallen lassen, daß der Leser danach frage, mit welchem Rechte er dies thue. Ehe wir den Lehren eines Schriftstellers unser Ohr leihen, der uns rathen und erziehen will, wollen wir uns erst überzeugen, ob derselbe auch der Mann dazu sei. Wir wollen sein Leben genau kennen lernen und zuvor prüfen, ob er die Tugenden, die er darstellt und durch seine Darstellung uns empfiehlt, auch selbst geübt hat. Und hierauf läßt sich sehr bestimmt antworten, daß in Souvestre nicht nur der Mensch und der Schriftsteller vollkommen übereinstimmen, sondern daß auch sein Leben selbst das beste seiner Werke genannt werden kann, an dem er mit fast ängstlicher Sorgfalt gearbeitet, an das er alle seine geistigen Kräfte gesetzt hat, und das daher vor allen übrigen das Gepräge der Gewissenhaftigkeit und Sittlichkeit an sich trägt. Dies Leben muß man eher kennen lernen als seine Werke, denn es ist die beste Vorrede zu denselben und erklärt sie alle am gründlichsten; hat man mit dem edlen Menschen Bekanntschaft gemacht, so zollt man in noch höherem Maße seinen trefflichen Schriften den verdienten Beifall.

Emile Souvestre ist in der Stadt Morlaix in der Niederbretagne im Jahre 1806 geboren, in dem Theile, welcher le Léonais heißt, weil er zum ehemaligen Bisthum St. Paul-de-Léon gehörte. Die Stadt liegt in der Ebene an einem Kanal, der sie mit einer nahen Meeresbucht verbindet, und erhält durch den Kranz von Gärten, der sie umgiebt, und durch die Küstenfahrzeuge, die mit ihren rothen Segeln auf dem Kanal vor Anker liegen, ein freundliches und behäbiges Ansehen. Auch die weitere Umgegend bietet besondere Reize dar. Da sieht man Felder mit üppiger Vegetation, moosige Thäler, geziert mit Geißblatt, Brombeerbüschen und wildem Hopfen, die unter dem Einflusse der feuchten Seeluft und zahlreicher Bäche und Flüsse, die aus den Montagnes d'Arrée herkommen, eine unbeschreibliche Frische und Saftfülle erhalten. In solcher Umgebung ist Souvestre aufgewachsen und zeigte auch in seinem Aeußern die Hauptzüge eines Breton, ja im Besondern die eines Léonais. Er war hochgewachsen, hatte einen langsamen, ernsten, fast feierlichen Schritt; sein verbranntes Gesicht mit breiten, ruhigen und strengen Zügen, war von dichten Haaren eingefasst, und sein Blick und Lächeln trug das Gepräge einer resignirten Traurigkeit. Ausdauer, die bis zur Zähigkeit ging, war Grundzug seines Charakters, mit der eine Schwermuth in Verbindung stand, die bisweilen zur Bitterkeit sich steigerte. Wenn er Tiefe des Gefühls nur selten verrieth, so verbarg er doch starke

Liebe und starken Haß unter einer ruhigen Außenseite, die zu Zeiten eine naive Gutmüthigkeit und eine rührende kindliche Einfachheit zuließ.

Er stammte aus einer bürgerlichen Familie, die bei beschränkten Einkünften einfach und sittenstreng lebte. Sein Vater stand im Dienst der Stände der Bretagne und war Beamter in der Verwaltung der Brücken und Chausseen, ein Mann von Ehre, der zugleich stolz genug war, den Verlust seines Amtes, mit dem man ihn seiner politischen Ansichten wegen bedrohte, nicht zu fürchten. Er führte z. B. eine einflußreiche Person in das bescheidene Zimmer, wo die Familie beim Abendessen saß, zeigte ihr das einzige Gericht, aus dem dasselbe bestand, und fügte hinzu: Wenn man sich mit einem solchen Tische begnügt, fürchtet man eine Absehung nicht.

Schon in seiner Kindheit zeigte Souvestre einige charakteristische Züge. Er liebte die Einsamkeit und hatte sich im väterlichen Garten selbst eine Hütte gebauet, wo er manche Stunde weilt und sich in einer unzugänglichen Wüste glaubte. Er ahmte dem Robinsin nach, säete die Pflanzen, die ihn ernähren sollten, machte sich Bogen und Pfeile, war stolz im Gefühle seiner Kraft und wollte Alles nur seinem Fleiße und Müthe verdanken. Daneben zeigte er eine leidenschaftliche Vorliebe für geistige Vergnügungen, und ein neues Buch war für ihn ein Ereigniß. Schon damals fand er Geschmack an den Volksagen seiner Heimath, die er von Wäscherinnen am Brunnen oder von Fischern einsammelte, die am Strande ihre Boote zurecht machten. Statt sich in die lärmenden Spiele der andern Knaben zu mischen, sammelte er lieber um sich einen Kreis von kleinen Mädchen, denen er mehrere Stunden hintereinander wunderbare Geschichten erzählte, in welchen Zwerge, Feen, Todte, die aus ihren Gräbern steigen, und Geister, welche Verbrechen strafen, eine große Rolle spielen. Manche von diesen Mädchen haben sich später noch erinnert, daß sie dabei vor Furcht gezittert und Nachts nicht haben schlafen können; so geschickt wußte der Erzähler seinen Dichtungen das Gepräge der Wirklichkeit zu geben. Dabei wohnte schon in dem Knaben ein tiefer Abscheu gegen Ungerechtigkeit jeder Art; sie war ihm unerträglich, und er trat gegen sie auf. That er es doch selbst gegen seinen Vater, dessen ungestüme Gemüthsart sich nicht immer zu mäßigen wußte, der aber, statt darüber erzürnt zu sein, ihm nur eine desto stärkere Zuneigung zuwandte, die mit einer Art Achtung gemischt war. Etwas später, als er eben, noch blöde und ohne Lebenserfahrung, in das College eingetreten war, erhielt er aus Versehen eine strenge und unverdiente Strafe, deren Eindruck so gewaltig war, daß er sich lange nicht darüber beruhigen konnte. Ein ganzes Jahr mied er seine Kameraden, die nicht aufgestanden waren, die Wahrheit zu sagen; nahm an keinem Vergnügen Theil und behauptete ein hartnäckiges Stillschweigen, so daß er auf jedem vierteljährlichen Zeugniß unter der Rubrik „Charakter“ die Bemerkung erhielt: „düster; dieser Schüler ist in Schwermuth verfallen.“

Auf dem College zu Pontivy (Departement Morbihan) wo er die Vorbereitung für den Besuch der polytechnischen Schule erhalten sollte, zu der seine Familie ihn bestimmt hatte, verlebte er einen Theil seiner Jünglingsjahre. Innere Bewegungen, die in diesem Lebensalter zartere Gemüther aufregen, fehlten auch bei Souvestre nicht, der noch dazu von Sehnsucht nach der Heimath und dem elterlichen Hause erfüllt war. Diese waren es auch, die ihn die polytechnische Schule mit dem Studium der Rechte zu vertauschen vermochten, das er zu Rennes, der alten Landeshauptstadt, begann. Daneben erfüllte ihn der anmuthige Gedanke, die literarische Laufbahn zu betreten, auf der er nicht zu opfern brauchte, was er Kostbares in sich fühlte, seine Hoffnungen, sein brennendes Verlangen nach Glück, selbst seine Traurigkeit, mit einem Worte den Reichtum seines Innern, gegen welchen alle Schätze der Welt in seinen Augen Nichts waren. Auf diesem Gebiete brauchte er sich nicht Zwang anzuthun, er konnte sein Inneres frei walten lassen, und in dieser glücklichen Freiheit hoffte er auch, als Lohn seiner Bestrebungen Ruhm zu gewinnen. Der achtzehnjährige Jüngling, dessen Bestrebungen rein, eifrig und uneigennützig sind, will auf diesem Wege die Theilnahme der Menschen erregen und Liebe gewinnen, denn noch verfolgt ihn die Furcht, nie geliebt zu werden, wie ein schreckendes Gespenst und raubt ihm oft den Schlaf. Vermuthet er, den die Freundschaft damals ganz erfüllte, bei einem Freunde, den er gewählt, Gleichgültigkeit oder Laune, so wird er aufs Schmerzlichste bewegt.

Beim Abgang von der Schule verliert Souvestre seinen Vater und ist nun sein eigener Herr. Er bleibt daher in Rennes nur ein Jahr und geht von da nach Paris, um dort seine juristischen Studien zu beendigen (terminer son droit sagt der Franzose). Natürlich hat er dabei einen theuren Nebengedanken: er will die literarische Welt in der Nähe sehen und in ihr sich vielleicht einen Platz erobern. Daß sein Antheil am väterlichen Erbe kaum hinreichte, seine bescheidensten Bedürfnisse zu befriedigen, beunruhigte ihn wenig, er hungerte nach geistiger Nahrung und ertrug gern jedes Opfer. Fremd blieben ihm dabei die Genüsse und Verführungen der Hauptstadt, er beharrte unbengsam in strenger Rechtlichkeit und trieb seine Grundzüge so weit, daß er selbst die erlaubten Vergnügungen der Jugend sich nicht gestattete und Salons und öffentliche Orte vermied. Daneben hegte er eine geheime literarische Hoffnung. Nachdem er Prämien auf dem College

und die goldene Medaille von der Akademie seines Departements erhalten, kommt er nach Paris nicht nur mit dem Diplom eines Baccalareus im Koffer, sondern auch mit einem Trauerspiel in der Tasche, dessen Aufführung am théâtre-français er durchzusetzen hofft. Das Leben eines Schriftstellers erscheint ihm damals als das edelste und schönste unter der Sonne. Er verfaßt eine Ode, in welcher er den Dichter mit einem irdischen Gott vergleicht, und in seinem Alter glaubt er noch an solche Vergleichen. Er sollte aber bald enttäuscht werden. Erfolglos waren die ersten Schritte, die er versuchte, um zu erreichen, daß sein Stück am Theater zur Lesung kam. Er ist noch unbekannt mit der Welt, linksch und reizbar wie alle junge Leute, die (wie er selbst sagt) fern von der Welt in der Provinz erzogen, nicht viel mehr gesehen haben, als ihren Professor auf dem Katheder und ihre Mutter, wie sie Strümpfe strickt; Alles macht ihm Schwierigkeiten und verlegt ihn. Er schreibt sein Trauerspiel drei Mal ab und schickt es an drei Theater, ohne Antwort zu erhalten. Da entschließt er sich, einen entscheidenden Schritt zu wagen; er schreibt an seinen Landsmann Alexander Duval, der durch seine dramatischen Erfolge am théâtre-français fast allmächtig war, schildert ihm seine Lage lebendig und aufrichtig und bittet ihn um eine Unterredung. Zwei Tage darauf wird ihm die Stunde derselben bestimmt, und er eilt zu Duval. Dieser empfängt ihn freundlich, aber mit Mühe, denn als ächter Breton will er erst prüfen und urtheilen. Souvestre läßt ihm sein Manuscript zurück, kommt nach einigen Tagen wieder, wo Duval ihm die Hand reicht und zum Sitzen nöthig. Er hat das Drama gelesen und ihm seinen Beifall geschenkt, giebt dann dem jungen Poeten gute Rathschläge, die er befolgt, Aufmunterungen, bei denen er vor Freude zittert, und sein Drama, „Die Belagerung von Missolonghi“ betitelt, wird am théâtre français mit Beifall angenommen, eine Benefizvorstellung wird ihm bewilligt, und in einigen Tagen sollen die Proben beginnen. Man denke sich das Glück Souvestre's! Aber es sollte nicht lange währen, die Censur beschnitt plötzlich seinen Hoffnungen die Flügel. Sein Stück wird in Beschlag genommen als feindlich der Hohen Pforte und den geunden Grundsätzen der unbeschränkten Regierungsform, und alle Schritte bei den Censoren blieben erfolglos. Sein Stück konnte nur von einem neuen Ministerium, oder von einer Revolution noch etwas hoffen.

Das erstere trat denn auch wirklich ein, und das Ministerium Martignac bernigte seinen patriotischen Unwillen. Das Drama entging den Händen der Censur, und die Proben begannen wieder. Aber nun sollte er die Trübsal und Qualen des Schriftstellerlebens kennen lernen. Der erste Enthusiasmus, mit dem man sein Trauerspiel aufgenommen hatte, war verraucht, sein Beschützer Duval hatte sich mit den Gesellschaftsmitgliedern entzweit, Alles war am Theater, das von einem nahen Bankerott bedrohet wurde, in Verwirrung. Nun fand er überall Hindernisse, kalte Aufnahme und Verzögerungen. Die Proben wurden eingestellt, ohne daß er die Ursache erfuhr, und es begann ein Kampf zwischen ihm und dem Comité, das wie ein Gespenst nicht zu fassen war, sondern durch Stillschweigen sich vertheidigte und den Portier anwies, ihn nicht vorzulassen. Man that alles, ihn abzuschrecken, müde zu machen und ihm die Geduld zu rauben. Das Comité mußte auf die Länge siegen einem unerfahrenen Schüler gegenüber, der in Zorn gerieth und offen mit der Theaterverwaltung brach. Wäre Souvestre damals geschickter gewesen, so hätte er das Theater von Gerichtswegen dazu anweisen lassen, aber daran dachte er nicht einen Augenblick. Wüthend, sich so treulos behandelt zu sehen, zieht er sein Drama zurück und entsagt allen seinen Hoffnungen.

Er verfällt nun in eine unaussprechliche Traurigkeit, denn die Augen sind ihm über das literarische Leben und Treiben in Paris aufgegangen, das ihm wie ein ewiger Kampf erscheint, in dem man außer einer unerschütterlichen Geduld die nöthige Feinheit und Schmiegsamkeit haben müsse — einen eisernen, mit Baumwolle wattirten Charakter, wie er sich ausdrückt — wenn man auf Erfolg rechnen wolle. Er fühlte sich nicht geschaffen zu einem solchen Dasein, wo er beständig zwischen Begeisterung und Verzweiflung schweben und sich schmerzhaft an allen Dornen des Weges verletzen würde. Dabei ist er noch so naiv, seinen Mangel an Geschäftssinn als einen Beweis seines Talents anzusehen, und sich selbst mit einem tröstenden Stolze zu sagen, daß es mit allen hochstehenden Geistern ebenso sein müsse, die sich zu niedrigen Intriquen herabzulassen unfähig seien. Wie ein verkanntes Genie verkennt er sich nun in eine bittere Verzweiflung, folgt seiner weichen Neigung zum Nichtsthun, stellt jeden Versuch, jede Thätigkeit ein und will sich nicht einmal mehr bücken, um den Ruhm, wenn er vor ihm läge, aufzunehmen.

Späterhin, als er Lebenserfahrungen genug erworben, konnte er nur mit Erröthen an diese Lage zurückdenken, in der er sich selbst lächerlich erschien, aber damals waren seine Leiden nicht eingebildet. Alle Pläne für die Zukunft sieht er vor seinen Augen zusammenstürzen, er fühlt sich unfähig, die Laufbahn eines Literaten zu verfolgen, und gesteht sich doch dabei, daß er noch viel weniger zu den arbeitsamen Geschäften einer profanen Lebensweise passe. So schleppt er sich, entmuthigt und gelangweilt, einige Monate durch den Pariser Tumult, macht einige neue, aber matt betriebene Versuche, ein Manuscript anzubringen oder ein neues

Stück zur Aufführung zu liefern, Alles bleibt ohne Erfolg, was ihn vollends niederschlägt, endlich wird er krank.

Wie er sich aus dieser drückenden Lage herausgerissen, davon wird im zweiten Abschnitte noch die Rede sein, wo sein Verhältniß zur Heimath besprochen wird. In der Lebensskizze, die sein Schwiegersohn Eugène Lesbazeilles von ihm geliefert und die diesem Aufsatze zu Grunde liegt, wird noch ein wirkliches Unglück erwähnt, das ihm die Vorsehung sendet*). Dies reißt ihn aus seiner Stimmung heraus, in welcher er zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, und legt ihm eine Pflicht auf, die sein Gewissen aufstachelte. Er erfährt eines Tages, mitten in seiner Niedergeschlagenheit, daß sein ältester Bruder, ein Schiffskapitain, auf einer Seereise in weiter Ferne mit aller Habe untergegangen sei und seine Frau und sein Kind hilflos zurückgelassen habe. Unter diesem schrecklichen Schlage richtet er sich wieder auf, der Stolz tritt zurück vor der Ehre und der Pflicht, seiner Familie zu Hülfe zu kommen, und sein Entschluß ist gefaßt. Er bittet seine Freunde, ihm irgendwo, sei es in Paris, in der Provinz oder am Ende der Welt, eine Stellung zu verschaffen, die ihm die Mittel gäbe, für die Seinigen zu sorgen. Man schlägt ihm eine Stelle zu Nantes in einer Buchhandlung vor, er reist ab und stellt sich entschlossen hinter den Ladentisch.

Aus seinen Träumen der Unabhängigkeit und des Ruhms, in denen er sich gewiegt, war er nun in die rauhe Wirklichkeit getreten, und Sorgen ganz materieller Art nahmen ihn in seiner neuen Lage in Anspruch. Und doch war das Halbdunkel seines Ladens ihm geistig dienlich und heilte ihn von seiner früheren Verblendung. Der Gedanke an seine Pflicht durchdrang und erfüllte ihn immer mehr und wurde seit dieser Zeit der Leitstern seines Lebens; der sittliche Kern, der in ihm lag, kam immer mehr zur Entfaltung. Sich nach seinen Kräften und seiner Lage, gleichviel welche, nützlich machen und für andere aufopfern, schien ihm allein des Menschen würdig, und bei solcher Lebensansicht, die immer bestimmter in ihm hervortrat, fing er an, die Unterschiede des Standes und der Bildung bei seinen Nebenmenschen immer geringer zu schätzen und sie für ebenso ungerecht zu halten wie die, welche die Ungleichheit des Vermögens hervorruft. Die Achtung, die er von jetzt ab anderen zollte, mußte durch höhere Vorzüge bedingt sein. Wenn er in dieser Lage die bescheidenen Berrichtungen, die ihm anvertraut waren, genau erfüllte, so wollte er doch über seinen engen Kreis noch hinausgehen und sich vor sich selbst durch eine wirksamere Thätigkeit auszeichnen, und in seiner freiwilligen Verbannung hatte er immer sein Augenmerk auf die gebildete Welt gerichtet, die ihm sein eigentliches Vaterland schien. So entstanden poetische und prosaische Versuche, die er in stiller Nacht niederschrieb, und die, in Zeitschriften zu Nantes und Rennes veröffentlicht, ihm Aufmerksamkeit zuwandten und Theilnahme erwarben. Nur sollte seine äußere Lage in den nächsten Jahren seines Lebens, bis er sich in Paris niederließ, noch vielfach wechseln, und die verschiedenen Stellungen, die er nach einander einnahm, sollten ihm Lebenserfahrungen in reichem Maaße, erfreuliche und schmerzliche, darbieten.

Zunächst wurde ihm von einem jungen trefflichen Manne der Vorschlag gemacht, in Gemeinschaft mit ihm ein Erziehungsinstitut zu leiten, und indem er das Anerbieten annahm, trat er seinem eigentlichen Berufe näher, der ihn darauf hinwies, auf die geistige und sittliche Bildung seiner Nebenmenschen und Zeitgenossen einzuwirken. Er widmete sich der Aufgabe der Erziehung mit Eifer und Erfolg, und dieser erfüllte ihn mit dem Gefühle der Sicherheit, in der er, erst 24 Jahr alt, daran dachte, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Aber auch hier sollten ihn schmerzliche Erfahrungen treffen. Nach einjähriger glücklicher Ehe verlor er seine Frau und einige Wochen nachher das Kind, welches sie ihm geboren. Dieser Schlag traf ihn so schwer, daß er der Heftigkeit seines Schmerzes und seiner Verzweiflung fast erlegen wäre. Aber die Ueberzeugung erhielt ihn aufrecht, er müsse weiter leben und dürfe sich nicht mit seinen Gedanken in eine Vergangenheit versenken, die nicht zu ändern sei; er bezwang den Krampf des Herzens und vertiefte sich, den Blick auf die Zukunft gerichtet, mit Eifer in seine Arbeiten. Allmählich richtete er sich wieder auf und konnte um sich blicken, und als sich ihm eine Gelegenheit von selbst darbot, sein zerstörtes Glück neu aufzubauen, nahm er sie an und schloß eine zweite Ehe mit noch ernsterem und tieferem Gefühl als die erste. Das Mädchen, welches er wählte, besaß die Eigenschaften, die ihn am meisten anzogen, einen offenen Verstand, einen Muth, der allen Aufgaben gewachsen ist, und die Fähigkeit, sich jeder Glückslage anzupassen. So machen sich beide Ehegatten, im Vertrauen auf einander und mit Muth ausgerüstet, auf den Weg, ihr Glück zu suchen, ähnlich den kühnen amerikanischen Pionnieren der Civilisation, die im entfernten Westen einen Zufluchtsort für sich und ihre künftige Familie suchen, wobei der Mann das Beil und die Werkzeuge zur Urbarmachung, die Frau die Reisevorräthe trägt.

*) In seiner Einleitung zu den Derniers Bretons, wo er diesen Punkt in seinem Leben sehr ausführlich bespricht, steht von diesem Unglück nichts.

Man möchte von diesem Wege, der lang und schwer war und sechs Jahre dauerte, gern etwas mehr wissen, aber ich kann davon nur berichten, daß das Schicksal, gleichsam um seine Standhaftigkeit zu prüfen, ihn aus einem Stande in den andern, von einem Orte nach dem andern warf, so daß er in diesem Zeitraume nacheinander erst Advokat in Morlair war, dann in Brest Redakteur einer Zeitschrift und nachher Professor daselbst und sodann Professor der Rhetorik in Mühlhausen im Elsaß. Mit unermüdlicher Ausdauer wußte er sich, wie es die Umstände mit sich brachten, zu verwandeln, wobei er immer in das Gebiet der Literatur übersprang, ohne sich noch ganz innerhalb ihrer Grenzen festzusetzen. Seitdem aber seine Studien über die Bretagne in den „Derniers Bretons“ dem Publikum vorlagen und in der Revue des deux mondes sehr vorthellhaft beurtheilt waren, seitdem er Mitarbeiter an der Revue de Paris geworden war, und sein erster Roman, l'échelle des femmes, einen Verleger gefunden hatte, der zweite, Riche et pauvre, vollendet war, da faßte er den Entschluß, nach Paris zu gehen und sich dort niederzulassen.

Der Entschluß war kühn, seine Stellung in Mühlhausen aufzugeben, sich ganz der Literatur zu widmen, durch sie aber auch das tägliche Brot zu gewinnen. Drei kleine Lockenköpfe, die unter seinen Augen aufwuchsen, erinnerten ihn an seine Vaterpflichten, und sich in der Pariser Schriftstellerwelt einen Platz erobern, hatte seine großen Bedenkllichkeiten. Aber das Gefühl seiner Pflicht zog ihn unwiderstehlich fort. Die Literatur war für ihn nicht mehr, wie in seinen Jugendtagen, eine Quelle des Glücks und des persönlichen Ruhmes, jetzt sah er in ihr etwas Anderes, das wirksamste Mittel des moralischen Fortschritts. Die Unwissenden wollte er belehren, Irrthümer und Laster bekämpfen, die Kraft, die sich verirrt, warnen, die Leidenden trösten, kurz das Reich der Gerechtigkeit und Wahrheit herbeiführen helfen, und voll solcher Ueberzeugungen und Bestrebungen fürchtete er, wenn er in der Provinz bliebe, überhört zu werden. „In Paris ist mein Platz, schrieb er einige Tage vor seinem Abgange von Mühlhausen an einen Freund. Wenn meine Hoffnung mich täuscht und ich dort untergehen soll, so geschehe Gottes Wille; dann verdiente ich nicht, gerettet zu werden. Ich kann dort aber auch leben und der guten Sache zum Siege verhelfen. Daran allein muß ich denken.“

Seine Hoffnungen gingen in Erfüllung, Souvestre ging in Paris nicht zu Grunde, sondern entwickelte in den zehn Jahren bis zur Februarrevolution eine anstrengende und erfolgreiche Thätigkeit. Neue Romane (l'homme et l'argent, le mat de Cocagne) erschienen von ihm; die Leser der Revue des deux mondes, deren Mitarbeiter er nun wurde, erfreuten sich an den Schilderungen ländlicher Sitten und Lebensweise, die dann später als besondere Werke erschienen (les derniers paysans, en quarantaine, sous les filets) anspruchslose und reizende Arbeiten, die dem Westen an die Seite zu stellen sind, was wir in der deutschen Literatur auf dem Gebiete der sogenannten Dorfgeschichten besitzen. Im Magasin pittoresque veröffentlichte er daneben solche Schriften, die eine Familienbibliothek bilden können und Abends am Kamin sollten vorgelesen werden. Die Erzählungen und Schilderungen, die wir hier vor uns haben, sind alle dem allgemein socialen Gebiete entnommen, in denen er, im edelsten Sinne conservativ, Schäden der Gesellschaft beleuchtet, aber nicht um sie für die Schlechtigkeit einzelner Individuen verantwortlich zu machen. So erweckt er im Leser Zufriedenheit auch in der beschränktesten Lage, wenn er in der gekrönten Preisschrift: „Un philosophe sous les toits“ uns in das Tagebuch eines Mannes blicken läßt, der in knappen Verhältnissen sich nicht nur selbst glücklich fühlt, sondern mit seinen geringen Mitteln auch andern Freude zu bereiten bemüht ist. In den Confessions d'un ouvrier weist er den Handwerkerstand auf das hin, was er bei sittlichem Ernst und treuem Fleiße erringen kann, und in den 14 Erzählungen, aus denen die Schrift „au coin du feu“ besteht, führt er den Unterschied zwischen äußerem Schein und innerem Wesen uns in anmuthiger und belehrender Weise vor, ohne dabei die Tendenz des Belehrens irgend blicken zu lassen. Da ist am Ende nicht der Refrain „haec fabula docet“, sondern die Belehrung liegt schon in der Sache selbst und in der Art der Erzählung.

Solchen Werken, die darauf abzielten, eine sittliche Wirkung auszuüben, konnte der verdiente Beifall nicht fehlen, nur war er nicht ungetheilt. Denn während manche Kritiker vom literarischen wie vom sittlichen Standpunkte den Verfasser mit lebhafter Theilnahme begrüßten, leugneten zwar andere nicht sein unbestreitbares Talent, aber sie sahen doch mit einem gewissen Schrecken, wie ernsthaft Souvestre Modelastern und Thorheiten, die von andern Seiten fast gehätichelt, wenigstens sehr glimpflich behandelt wurden, so scharf zu Leibe ging, als ob er sie ausrotten wollte.

Der gute Erfolg, den er in Paris fand, ermutigte ihn, ohne ihn zu berauschen. Den Verführungen des Schriftstellerlebens blieb er unzugänglich, floh die Gefahren der Kameradschaft, verächtete ihre Vortheile und blieb für sich. Er wünschte seinen Schriften Erfolg, aber er wollte ihn nur sich selbst verdanken, und so ordnete er sein ganzes Leben der schriftstellerischen Thätigkeit unter und verfuhr gegen sich selbst mit der größten Strenge. Er erlaubte seinem Geiste keine Träumereien und Seitenprünge, jeder Tag hatte seine

streng vorgeschriebene Aufgabe, die ihn meist 8 bis 9 Stunden am Schreibtische festhielt. Und war ein Tag für sein geistiges Schaffen weniger günstig, so fing er den folgenden Tag von neuem an, was ihm vorher nicht geglückt war. Wer ihn dann in seinem Arbeitszimmer aufsuchte, fand ihn in einer Dachstube, die auf's Einfachste meublirt war, einen Tisch von Tannenholz und einen Lehnstuhl enthielt, während an den Wänden seine Bücher standen.

Einzelne Pariser Schriftsteller, die sich durch ihre Werke außerordentlichen Reichthum erworben, hatten sich in ihrem Privatleben zu einer fast fürstlichen Pracht verstiegen, und einer oder der andere unter ihnen mochte sich Briefe und Zeitungen von seinen Bedienten nur auf silbernem Teller überreichen lassen; ein solches Gebahren ist dem einfachen und edlen Sinne Souvestre's stets fremd geblieben. Die Armuth, die er zu Anfang seiner Laufbahn kennen gelernt, hielt ihn auch später in weiser Genügsamkeit und die ehrgeizigen Wünsche und unerfättlichen Bedürfnisse, die unsere Generation erfüllen und die innere Zufriedenheit fast unmöglich machen, drangen in sein Inneres nicht hinein. Nur in einfachster Umgebung fand er sich wohl, während äußerer Luxus ihn zerstreute und zum Arbeiten unfähig machte, eine Eigenthümlichkeit, in der er, ohne es wohl zu wissen, mit Goethe übereinstimmte. Nur in einer Beziehung that er sich alljährlich etwas zu Gute, er bezog jeden Sommer eine ländliche Wohnung in der Nähe von Paris. Sobald er von seinem Fenster die benachbarten Gärten grün werden sah, litt es ihn in der Stadt nicht mehr. Dann begann er in den Straßen die Anschlagzettel zu lesen, auf denen „ein Landhaus zu vermieten“ stand, bald war bei seinen geringen Ansprüchen ein passendes gefunden, die Familie rückte aus und ließ sich in Meudon, in Sceaux oder Montmorency nieder. Vorhandene Mängel — und welche Sommerwohnung wäre frei davon? — über die ein anderer sich beklagt hätte, störten ihn nicht oder wurden von ihm sogar zu Vorzügen umgewandelt; er war zufrieden, wenn er aus seinem Fenster in's Grüne sehen und die Vögel konnte singen hören. Ueber die schlechten Möbel, die dazu mitgenommen werden, scherzt er selbst in einem Briefe, es sind wackelige Stühle, schadhafte Tische und Schränke, die nach einer Seite überhängen; er wohnt in einem kleinen Cabinet, und will er da hinaufsteigen, so knarrt die Treppe jedesmal bedenklich, aber von da aus sieht er nur Himmel und Bäume. „Wenn ich die Augen erhebe, schreibt er, so sehe ich die Schwalben, die ihre Arabesken im blauen Firmament beschreiben; ein Zickein blüht unter meinen Fenstern; die Bienen summen im Sonnenstrahl, unter dem ich schreibe, wie reizend ist diese ländliche Ruhe!“ Und an einer andern Stelle: „Jetzt ist die Zeit, wo die Hitze abnimmt, und wo ich mich werde mit meiner Familie in den Wald vertiefen können; meine Töchter sind dann damit beschäftigt, die Gebüsch zu durchsuchen, während ihre Mutter auf einem ruhigen Esel reitet und ab und zu eine Betrachtung, ein Gefühl oder ein Lächeln mit mir tauscht“. Sich in gesellschaftliche Verbindungen einzulassen, fiel ihm in Paris nicht ein. Die Mußestunden des Abends gehörten ausschließlich dem häuslichen Heerde, an dem sich bisweilen auch einige vertraute Freunde niederließen. Er zog den Lobsprüchen Gleichgültiger, dem schmeichelhaften Murren eines Salons ein lautes Lachen oder den bewegten Blick seiner jungen Töchter und den Händedruck eines alten Freundes vor. Warf man ihm vor, er müsse sich nicht auf einen so engen Kreis beschränken, darunter leide seine Einbildungskraft, so antwortete er sehr treffend, daß überall, wo das menschliche Herz schlägt, uner schöpliche Quellen der Poesie fließen, daß die einfachen Feldblumen deshalb, weil sie zu unsern Füßen wuchern, dennoch ihren Wohlgeruch und ihre Schönheit hätten, und daß der Mäusentempel nicht nur auf einem Berge stehe, wie es die Alten geglaubt, sondern eben so gut auf dem Steine unseres Heerdes, zwischen dem großen Lehnstuhl, wo unser Vater gestorben, und der Wiege, in welcher unser Kind schläft.

Trotz seiner Zurückgezogenheit auf das Familienleben und trotz seiner Neigung zur Einsamkeit war er doch weit von jeder Selbstsucht entfernt. So sparsam er auch mit seiner Zeit war, so widmete er doch manche Stunde denen, die seiner bedurften, und junge Leute, die seinen Rath in Anspruch nahmen, fanden seine Thür immer offen. Er empfing sie mit Theilnahme, ging auf ihre Gedanken ein, besprach mit ihnen ihren Plan, legte selbst Hand an ihre Werke oder widerrieth ihnen eine Beharrlichkeit, die eine falsche Richtung eingeschlagen. Wurden dann seine Dienste verkannt oder seine Freimüthigkeit durch den Groll verletzter Eigenliebe bestraft, so tröstete er sich mit dem Gedanken, seine Pflicht gethan zu haben, und seine Gefälligkeit und Aufrichtigkeit blieb nach wie vor dieselbe.

Nicht minder hatte er ein offenes Herz für die Leiden seiner Nebenmenschen, wie für alle ihre Interessen, und er konnte nachdenklich und mit veränderten Gesichtszügen und in düsterm Schweigen nach Hause zurückkehren, wenn er irgend einem Unglücklichen begegnet war, und in seinem warmen Mitleiden war er darüber betrübt, wie wenn es ihn persönlich beträfe. Und wenn er die Augen für jedes Privatunglück offen hatte, so richtete er sie nicht weniger auf das öffentliche, das sociale Elend. Er sah die Mehrheit seiner Mitmenschen in materieller oder sittlicher Dürftigkeit; er sah, wie die Civilisation in den höhern Ständen mehr in raffinierte Genußsucht ausartete, als zur Ausbildung geistiger Fähigkeiten führte; es schmerzte ihn, daß man

Grundsätze vergaß und den Geist höher schätzte als den Charakter, und dieser Hinblick auf eine sittliche Auflösung konnte ihn zu Zeiten in düstere Entmutigung stürzen und trostlose Prophezeiungen ihm entlocken. Aber er vereinigte mit diesem ganz weiblichen Mitgefühl eine durchaus stoische Festigkeit, so daß die Traurigkeit, die ihn bisweilen in Verzweiflung versetzte, doch nie den heitern Gedanken und die genaue Ausübung seiner Pflichten störte und beeinträchtigte.

Man kann sich nach dem Erwähnten vorstellen, wie heftig Souvestre von der Revolution des Jahres 1848 berührt wurde. Die gestürzte Regierung bedauerte er nicht, er hatte ihre Tendenzen getadelt und hartnäckig ihre Gunstbezeugungen zurückgewiesen, als sie ihm zu zwei verschiedenen Malen ein Amt angeboten. In der Republik, die so plötzlich und unerwartet den Franzosen in den Schooß gefallen, war er, wie mancher Andere, naiv genug, nur das auszusagen, daß sie zu früh gekommen, und das Volk zu schnell zu einem politischen Leben gerufen sei, zu dem ihm im Augenblick noch die Befähigung fehle. Durch diese politische Wandlung wurde nun Souvestre aus seiner Verborgenheit herausgerissen, denn mehrere seiner Freunde, die in einflussreiche Stellen gelangt waren, drangen in ihn, er solle sich als Candidat für die Nationalversammlung aufstellen und vor die Wähler des Departement Finistère, seiner Heimath, treten. Dazu mußte er aber seiner Unabhängigkeit und seiner Zurückgezogenheit entsagen, die für ihn so werthvoll waren. Auch fing sein Vertrauen zu den Zuständen schon an zu wanken, da Leute von gutem Willen wie er nur mit Unbehagen und Schmerz in die Zukunft blicken konnten, wenn sie auf der einen Seite Unzulänglichkeit und Nebelwollen, auf der andern nur unerbesserliches Ungestüm und beharrliches Mißvergnügen sahen. Aber Souvestre hielt es unter den damaligen Verhältnissen für Bürgerpflicht, dem Staate ein Opfer zu bringen und seinen angefangenen Arbeiten so wie seiner Familie sich zu entreißen. Er reiste also nach der Bretagne, und als er hier die stillen Dörfer bei der Durchreise wieder sah, an denen die Erinnerungen seiner Jugend haften, da hätte er seine erste Mission fast vergessen, und dem Wunsche Raum gegeben, sich in einen seiner heimatlichen Flecken zurückzuziehen „die von Hagedorn umgürtet und von Johannisläfern erleuchtet sind“. Aber der Patriot schüttelte diese Träume persönlichen Glückes von sich und trat vor die Bevölkerung des Finistère. Er sprach zu seinen Landsleuten als ein Mann, der, jedes persönlichen Interesses ledig, nur den Triumph der Gerechtigkeit und Wahrheit vor Augen hat. Anders als seine Mitbewerber beklagte er weit mehr das geistige, als das körperliche Elend der Zeit und stellte nicht das Recht auf allgemeines Wohlergehen, sondern die Pflicht sittlicher Erziehung als das auf, was verwirklicht werden müsse. Durch seine erhabene, selbst strenge Redeweise erregte er außerordentliche Begeisterung und gewann viel Sympathien, aber er blieb mit seinen 46,000 Stimmen, die ihm zugefallen, in der Minorität. Doch diese Niederlage konnte ihn in seinem Streben, sich nützlich zu machen, nicht entmutigen, wemgleich der Gang der politischen Ereignisse, die immer wachsende Unordnung ihn abwechselnd mit Traurigkeit oder Unwillen erfüllten. Da ihm die Unwissenheit das größte Uebel und die Quelle der übrigen zu sein schien, so richtete er gegen sie alle seine Anstrengungen. Man wollte damals die Jugend durch eine sogenannte Verwaltungsschule zu den Mentern des Staates vorbereiten, damit Bildung und Befähigung den Ausschlag gäbe, nicht Gunst oder Zufall; Souvestre wurde einer der eifrigsten Lehrer an dieser Anstalt. In mehreren Stadtvierteln von Paris wurden Abends Vorlesungen für Handwerker eingerichtet, Souvestre betheiligte sich daran und wollte seinen unentgeltlichen Vorlesungen noch einen populären Curfus über allgemeine Geschichte hinzufügen. Wie sehr auch seine eigenen Arbeiten unterbrochen wurden, er brachte diese Opfer bereitwillig, so lange die Umstände es ihm gestatteten. Aber es dauerte nicht lange, so wurde die Verwaltungsschule geschlossen, die Abendvorlesungen verboten, und mit der Republik war es vorbei. Souvestre mußte wieder Privatmann werden, seiner öffentlichen Thätigkeit entsagen und konnte sich in den Schooß seiner Familie zurückziehen. Aber auch jetzt verlor er seinen Glauben an die Zukunft nicht und hoffte auf eine glücklichere Zeit, die er nach Maßgabe seiner Kräfte wollte herbeiführen helfen. Wenn auch hier manche Illusionen ihn erfüllten, sie zeugten wenigstens von dem Adel seiner Gedanken und Gefühle. „Alle Parteien, schreibt er 1852, haben Schiffbruch gelitten und mit Recht, weil sie ihre Fahne dem Lande aufgezwingen haben. Die einzige feste Regierungsform, weil sie die gesetzmäßige ist, wird die sein, die frei und ernsthaft von der Majorität begrüßt wird. Diese Majorität wollen wir nun durch alle Mittel aufklären und das bessere Verständniß dessen vorbereiten, was wir für das Richtige und Wahre halten. Damit vertragen wir freilich die Herrschaft unserer Gedanken, aber was thut's. Liegt unsere Pflicht nicht am öftersten in einer Ausaat, deren Gründe wir nicht sehen sollen?“

Das Jahr 1853 brachte ihm eine besondere Aufbeisterung. Schon von Mühlhausen aus hatte er etwas von der Schweiz gesehen und späterhin oft seine Blicke dahin gerichtet. Von dort aus hatte Alexander Vinet, der durch seine persönliche Würde eine mächtige Anziehung auf ihn ausübte, ihm schätzbare Ermunterungen zukommen lassen. Mit wahrer Befriedigung reiste er daher in dem genannten Jahre nach der Schweiz in Begleitung seiner Familie, um dort, auf die Einladung mehrerer Freunde, Vorlesungen über

Literaturgeschichte zu halten, in denen er vor einem empfänglichen Publikum von Ehre, Tugend und Poesie sprechen konnte. Der Beifall, den er fand, überstieg seine Hoffnungen. Nicht nur eilte man in Genf, Lausanne, Neuchâtel und la Chaux-de-Fonds zu seinen Vorlesungen, sondern er empfing auch überall, wo er hinkam, so viel wohlwollende Theilnahme und gastliche Anerbieten, daß er sich wie in der Heimath fühlen konnte. Und was ihn am innigsten erfreute, was ihm am meisten zeigte, daß er für die Schweiz kein Fremder war, er sah, daß seine Schriften ihm vorausgegangen waren und sich fast in aller Händen befanden, manche sogar in öffentliche Schulen eingeführt waren und zur Erziehung der Jugend dienten. Diese Art des Beifalls und der Schätzung erfüllte ihn mit Freude, es war wie eine Weihe für sein ganzes Leben, und er kehrte gestärkt und mit Wünschen eines Glückes zurück, die er zum ersten Male nicht in sich verschloß.

Seit dieser Zeit sprach er gern davon, sich Ruhe zu gönnen, sich in irgend eine schöne Gegend zurückzuziehen und nur an einzelne ausgewählte Arbeiten ganz nach seinem Geschmacke die letzte Hand zu legen. Er sehnte sich nach größerer Ruhe und wollte den heitern Abend noch genießen, ehe er sich zur Ruhe legte. Vor dem Alter hatte er keine Furcht, es erschien ihm wie eine Wohlthat, wie eine Belohnung, denn in ihm konnte er sich mehr seinem häuslichen Glück hingeben, seine Arbeiten sollten ihn nicht mehr von seiner Familie trennen. Noch inniger konnte er dann mit seiner Gattin leben, die alle Kämpfe seiner Laufbahn getheilt hatte, wenn sie, von ihren Mutterpflichten nicht mehr in Anspruch genommen, ganz ihrem Gatten und den Erinnerungen früherer Jahre sich hinzugeben im Stande war, wenn sie wieder beide allein spazieren gehen und sich etwas vorlesen konnten, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, und einen Herbst des Lebens genießen, ohne daß ihre Gefühle gealtert waren.

Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, diese schönen Hoffnungen verwirklicht zu sehen, wie denn neben denselben auch Befürchtungen in seinem Herzen wohnten. Denn schon aus der Schweiz, die er auch aus dem Nebengrunde besucht hatte, weil man ihm das Klima derselben als seinem körperlichen Befinden zuträglich empfohlen hatte, schrieb er Briefe an einen seiner Freunde, die traurige Ahnungen verriethen, und in denen er mit der unheilbaren und sanften Schwermuth der Leute sich ausdrückte, die bald sterben müssen; er schien zu errathen, daß seine Tage und Augenblicke anfangen, gezählt zu werden. Dennoch erfolgte sein Tod plötzlich, er starb im Juli 1854 an einer Herzkrankheit in demselben Montmorency bei Paris, wo er manchen schönen Sommer in Arbeit und stiller Freude zugebracht hatte.

Sein Tod machte in der literarischen Welt einen lebhaften Eindruck und ließ in der Literatur eine Lücke. Erst jetzt wurde sein Leben, das selbst kein bestes Werk genannt werden kann, den Zeitgenossen mehr bekannt und gebot Achtung und Ehrfurcht; manche seiner literarischen Genossen, die ihn bei Lebzeiten weniger beachtet, schenkten seinem Andenken Worte der Nüchternheit, die mehr die Achtung vor dem edlen Charakter, als dem poetischen Talente eingeflößt hatte, und die französische Akademie, die eines seiner Werke bereits gekrönt, erkannte seiner Frau den Preis Lambert zu, der für Familien der Schriftsteller bestimmt ist, die durch die Redlichkeit ihrer Anstrengungen sich um die Literatur verdient gemacht haben.

Nachruhm und ein glänzender Name war nicht das, was Souvestre erstrebte, sein einziger Ehrgeiz bestand darin, sich nützlich zu machen und zu fühlen. Lohn und Aufmunterung für alle seine Mühen fand er in dem Beifall und der Zustimmung des eigenen Gewissens und rechtlicher Leute. Hatte er durch seine Schriften aufrichtige Zuneigung sich erworben und Zeugnisse von Theilnahme erhalten, mit einem Worte hatte er Liebe gewonnen, so blieb ihm nichts mehr zu wünschen, und sein Herz war voller Freude. Geliebt zu werden um seiner Werke willen, war ihm der süßeste Triumph. Und da ein solcher Charakter, rein, edel und unegennützig, sich in der französischen Literatur, zumal in der Gegenwart, nicht leicht wiederfinden wird, so hat ein geistreicher Kritiker, da nun einmal die Franzosen eine Vorliebe für Parallelen haben, ihn dadurch besonders zu ehren geglaubt, daß er ihn den Aristides der Literatur genannt hat, eine Benennung, gegen die Souvestre selbst wohl bei Lebzeiten am Heftigsten würde Einspruch gethan haben.

Ich kann es mir nicht versagen, am Schlusse dieser Lebensskizze einen Artikel aus der Neuen Preussischen Zeitung vom 20. Juli 1854 hier wiederzugeben, weil er in kurzen und treffenden Zügen und zugleich mit inniger Herzlichkeit ein Charakterbild Souvestre's in folgender Weise entwirft:

„Paris, 15. Juli. — Es ist ein Mann gestorben, den ich sehr geliebt habe, obgleich er weder legitimistisch noch katholisch war, ein Schriftsteller, der gewiß in Deutschland eben so gerechte Würdigung gefunden hat, vielleicht in Deutschland mehr als bei uns, denn Emile Souvestre, der vor einigen Tagen (6. Juli) zu Montmorency starb, hatte etwas Deutsches an sich, war gut unterrichtet, sehr gewissenhaft, mächtig aber nicht brillant. Emile Souvestre war ein braver Bretonner (1806 zu Morlaix geboren), sein ganzes Leben lang war er ein honetter Mann, der weder als Mensch, noch als Schriftsteller Clique und Kameradschaft liebte, ernst der Wahrheit nachstrebte und in seinen Erzählungen, namentlich in denen, die auf dem heimathlichen Boden der Bretagne spielen, Unübertroffenes leistete. Er lebte fast puritanisch einfach in seiner Familie,

seine älteste Tochter, mit vielem Talente begabt, war seine besondere Freude. Es war nicht leicht, Eingang in dies Haus zu bekommen, der bas-breton haßte alle Charlatanerie, und darum ist es wohl erklärlich, warum er seine Thür nur Wenigen öffnete; auch zu Montmorency, wo er starb, lebte er einsam. In seinen Werken (ich nenne hier nur les Mémoires d'un Sans-Culotte, les scènes de la Chouannerie, le foyer breton, Histoires d'autrefois) hat er, stets Gerechtigkeit ühend, den Royalismus in den ergreifendsten Farben dargestellt und er, der republikanisch fühlte, war der größte Dichter der Chouannerie. Unter all den Kränzen und Blumen, die in das Grab Souvestre's geworfen wurden, waren viele Sträuße weißer Lilien, der letzte Hohl legitimistischer Dankbarkeit, der letzte Gruß der Chouannerie an ihren Dichter."

Gegen diesen Zeitungsartikel nehmen sich die zwei folgenden literarischen Notizen freilich sehr kahl und trocken aus, auch enthalten sie einzelne irrige Angaben.

Deutsches Museum von Prag.

In Paris ist Emile Souvestre (geboren 1800) einem langwierigen Herzübel erlegen. Er war einer der fruchtbarsten und beliebtesten Novellisten des jetzigen Frankreichs, auch seine dramatischen Versuche, von denen z. B. der Fabrikant in der vortrefflichen Bearbeitung von E. Devrient sich auch bei uns eingebürgert hat, erfreuten sich eines guten Erfolgs.

Leipziger Repertorium von Gersdorf.

Anfang Juli starb zu Paris Emile Souvestre, durch einige geschichtliche Arbeiten („les derniers Bretons“, 4 vol. 1835—37, „le Finistère en 1836“, 1836, u. a.), insbesondere durch zahlreiche dramatische Schriften und Romane, von welchen letztere meist auch ins Deutsche übersezt worden sind, bekannt, geboren zu Morlair (Finistère) am 15. April 1808.

II.

Emile Souvestre's Verhältniß zur Heimath.

„Wer die Bretagne in ihrer Schönheit sehen will, muß sie zu Anfang des Monats September durchreisen. Da haben die Felder fast noch überall ihren Kranz von Getreide, von rothem Alee und blühenden Kartoffeln; die Wege wiederhallen von den Gesängen der Schnitter, die vorüberziehen mit der Sichel auf dem Arm oder mit dem Dreschflegel auf der Schulter; aus allen Hecken kommen garbenbeladene, von Greifen gefahrene Karren hervor, auf denen die Kinder zwitschern wie ein Nest voll junger Vögel. Von beiden Seiten hört man in der Tiefe der Hohlwege nur Gesänge von Grasmücken, Quallengeriesel und Blätterrauschen, während weiterhin am Horizont die taktmäßigen Schläge der Drescher ertönen, die Hörner, die zu den Mahlzeiten rufen, die Schellen der angespannten Pferde, und das fröhliche Geschrei der jungen Hirten, die von den Wiesen zurückkommen. Und über dies Alles glänzt unsre milde Herbstsonne, eine Flamme, die nicht sengt, und die laue Luft durchdringt auch, ohne daß ihr sie fühlt.“

So spricht Souvestre von seinem Heimathlande im foyer breton zu Anfang der Erzählung „la forge isolée“, und wer sollte nicht meinen, daß er die Liebe zu seiner Heimath von Jugend auf mit der Luft eingesogen habe? Und doch verhält es sich anders mit ihm, der erst auf einem Umwege und nach schmerzlichen Erfahrungen zu der Heimath sich zurückwandte, die er vorher nicht genug geschätzt. Ich erinnere an seinen ersten Aufenthalt in Paris, wo er krank wurde und in tiefster Niedergeschlagenheit über seine vereitelten Bestrebungen sich in seiner Seele zu alten Erinnerungen zurückgezogen fühlte. Da fing er an, seine grüne Bretagne ernstlich zu vermissen, und das Heimweh, dessen Keime vielleicht schon in seinem Herzen geruht und seine trübe Stimmung erhöht hatte, ergriff ihn nun so mächtig, daß ihm der Aufenthalt in der Hauptstadt unerträglich wurde. Da eilt er an einem Tage, wo er sich trauriger als gewöhnlich fühlt, wie von einer

Krankheitskrisis ergriffen, nach der Straße, wo die Dilligence nach seiner Provinz abfährt, steigt, ohne sich weiter zu besinnen, hinein und läßt in Paris seinen Koffer, seine Bücher und — seine Hoffnungen zurück.

Er bedurfte mehrerer Monate, ehe er sich erholte und seine frühere Ruhe wiedergewann. Anfangs glaubte er immer noch das Getöse der großen Welt um sich zu vernehmen, das ihn eine Zeitlang betäubt hatte; nach und nach schüttelte er aber die trüben Gedanken ab, und es trat nun mit der körperlichen auch eine geistige Genesung bei ihm ein, die ihn wie neu belebte. Zugleich ist der Frühling angebrochen, und die Bretagne tritt ihm in ihrer jungfräulichen Schönheit vor Augen. Da vertieft er sich in ihre schattigen Schluchten, setzt sich in den Schatten ihrer riesenhaften Denkmäler aus der Druidenzeit und saugt mit vollen Zügen ein, was ihm Neues und Poetisches in dieser Natur entgegenkommt. Er betrachtet jetzt mit anderen Augen und bewundert diese Bretagne, die er bisher mit dem unaufmerksamen Blick der Gewohnheit angesehen hat; an die Stelle früherer Gleichgültigkeit tritt allmählich eine innige Zuneigung, die ihn wie eine aufkeimende Leidenschaft gänzlich erfüllt, und alle Gluth, die er bisher andern Gegenständen zugewendet, überträgt er auf seine Heimath. Ihre unbekannt und süßesten Reize, die ihn fesseln, sollen auch andere durch ihn kennen lernen, und so beginnt er, sein Heimathland zu studiren und setzt diese Studien ohne Unterbrechung fort. Er findet aber hierin nicht bloß eine Beschäftigung für seinen Geist, auch das Herz wird ihm leicht und fröhlich, als er sich in einer Arbeit begriffen fühlt, die seiner Neigung und seinem inneren Leben entspricht; er hat, wie er es bildlich ausdrückt, ein Nest gefunden, legt sich glücklich hinein und senkt die reiseflüchtigen Flügel.

Und was findet er bei ruhiger Fortsetzung seiner Arbeit? Wo er nur Stoff für innere Träumereien gesucht hatte, da tritt ihm das Volksleben seiner Heimath wie ein vollständiges Gedicht entgegen, welches das Gepräge einer antiken Größe trägt, die Niemand geahnt hatte. In einer Art liebevoller Laune hat er das Werk angefangen, hat es aus Neugierde und Bewunderung fortgesetzt, und erräth nun, daß er auf eine Goldader gestoßen ist und unermeßliche Reichthümer auszubeuten hat. Nun bringt er mehr Ordnung in seine Untersuchungen, mehr System in seine Erörterungen, und nimmt sich vor, nur mit gewissenhafter Vorsicht weiter zu gehen. Die schnellen Eindrücke, die er empfangen, unterwirft er einer strengen Untersuchung, sechs Jahre lang setzt er diese mühsame Arbeit fort und versäumt nichts, um sie vollständig zu machen. Der Sprache des Landvolks in dieser Provinz — des *bas breton* — kundig, von der ich, da nähere Angaben fehlen, vermute, daß er sie sich jetzt erst angeeignet, mischt er sich nun unter die ländliche Bevölkerung, er lauscht ihren Geschichten, studirt ihre Sitten in den Hohlwegen und vor den Feuern auf der Haide, und in dem 1836 erschienenen Werke „*les derniers bretons*“ giebt er das Resultat dieser langen Untersuchungen. Wer ihm zum Vorwurf machen will, daß er seine Skizze mit einem poetischen Firniß überzogen, dem entgegenet er schon damals, daß er geschildert habe, wie er gesehen, und daß er nur geschildert habe, was er gesehen, manche Leute könnten freilich andere Augen haben, als er. Wer aber die Bretagne zu kennen glaube, weil er in ihr wohne und auf ihren Landstrassen reise, in ihren Gasthöfen schlafe und ihren Bauern Leinwand und Getreide abkaufe, und daher in seinem Gemälde leicht Uebertreibungen finden und ihm seine Poesie zum Vorwurf machen könne, der möge bedenken, daß, um ein Land und ein Volk zu studiren, man unter den äußeren Formen das Innere suchen müsse. „Die Poesie unserer Gegend — so fährt er fort — entzieht sich der Menge, weil sie wie das Blut in tiefverborgenen Adern rollt. Die Gewohnheit, Gebräuche zu sehen, ohne sie zu verstehen, nimmt diesen übrigens alles Interesse, aber für denjenigen, der den Sachen auf den Grund sieht, gewinnt Alles eine malerische und anziehende Bedeutung.“

Von den Werken Souvestre's, die sich auf seine Heimath beziehen, sind nun folgende zu nennen und, soweit es hier thunlich ist, näher zu besprechen.

1. Les derniers Bretons.

Es hat lange gewährt, ehe die Franzosen eine richtige Vorstellung von den Zuständen der Bretagne erhalten haben. Zwar sind manche müßige Pariser in diese Provinz gereist, weil sie gehört hatten, daß hier noch eine wilde Natur und eine eigenthümliche Bevölkerung zu finden sei; aber kaum angekommen in ihren Haidegegenden, hat sie großes Erstaunen ergriffen, weil sie Alles anders gefunden, als sie geglaubt, und nicht einmal mit der Sprache der Residenz sich hier verständlich machen konnten. Enttäuscht sind sie nach Paris zurückgekehrt und haben hier die wunderlichsten Sachen erzählt über ein Land, das sie nur im Fluge durchreist, und dessen Sprache sie nicht einmal verstanden haben. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß eines Tages bei der Deputirtenkammer eine Bittschrift einging, in der die Barbarei der Bretagne aus Licht gestellt

wurde, wo man ein unverständliches Kauderwelsch spreche, und in welcher die Regierung gebeten wird, in dieser unglücklichen Gegend die Sprache eines Voltaire und Rousseau zu verbreiten. Doch wurde die Bretagne Mode, und vielleicht gerade deshalb; es erschienen Romane, die daselbst spielten, Reisebeschreibungen, statistische, archäologische Studien über diesen Landestheil, literarische und geographische Artikel in den Zeitungen, über welches Alles Niemand in ein größeres Erstaunen gerieth, als die Einwohner der Bretagne selbst, weil die Irrthümer, die man hier gedruckt lesen konnte, alles Maas überstiegen. Wenn einer Stadt, die fünf Stunden vom Ufer im Gebirge liegt, ein Seehafen zuertheilt wird, wenn die Bevölkerung in dieser einen Provinz um 100,000 Seelen verschieden von der wirklichen angegeben wird, wenn ein Reisender in der Stadt Morlaix besonders das Gebäude der Schiffsfahrtschule bewundert hat, obgleich dieselbe in der Wirklichkeit in einem gemieteten Zimmer gehalten wurde, so kann man sich denken, wie die Bretagne im Ganzen von Unkundigen wird behandelt, und ihr eigenthümlicher Charakter entstellt worden sein. Wenn nun auch der Wunsch, solche Irrthümer zu berichtigen, unseren Schriftsteller, wie wir wissen, nicht allein dazu bewogen hat, den ganzen Charakter seines Heimathlandes dem übrigen Frankreich gegenüber in das rechte Licht zu stellen, so mußte es ihn doch mit Freude erfüllen, wenn er in dem Werke, das damals seine ganze Seele füllte, zugleich für sein Land als Kämpfer gegen Irrthümer, Verunglimpfungen und falsche Auffassungen jeder Art auftreten konnte.

Souvestre hat das zweibändige Werk „les derniers Bretons“, das zuerst den Franzosen eine richtige Vorstellung von der Eigenthümlichkeit der alten Bretagne gegeben hat, in drei Abschnitte getheilt. In dem ersten behandelt er Land und Leute, er giebt eine topographische Schilderung und zeigt uns das Volk mit seinen Sitten, Gebräuchen, seinem Glauben und religiösen Ueberlieferungen. Im zweiten Abschnitt lernen wir die volksthümliche Poesie der Bretons kennen, in der ihre ganze Seele, ihre Religion und Civilisation eingeschlossen liegt; im dritten wird uns das Volk in seinen materiellen Beziehungen vorgestellt, wie es Handwerke, Industrie, Handel und Ackerbau treibt. Nur muß man hierbei nicht an die gesammte Bretagne denken, sondern nur an den westlichen Theil, die jetzigen Departements Finistère, Morbihan und Côtes du Nord, denn in ihnen haben sich die alten Gebräuche mit der celtischen Sprache fast unverändert erhalten. Hier ist noch zu finden, was freilich bei flüchtigem Durchreisen nicht erkannt werden kann, eine Bevölkerung eigenthümlicher Art und Sitte, deren geistige Physiognomie noch jetzt von der französischen durchaus abweicht. Um diese Bevölkerung aufzusuchen, darf man aber nicht auf der Landstraße bleiben; man muß von den betretenen Wegen seitwärts gehen, zu Fuß durch Hohlwege dringen, über Wasserfälle der Bäche schreiten, durch Schluchten in den Brüchen sich schlagen, wenn man das Gewünschte antreffen will. Hat man aber, wie es Souvestre redlich und eifrig gethan, diesen Hindernissen Trotz geboten, so erreicht man die isolirten Cantone, wo noch lokale Tradition und Glaube zu finden ist, und wo die wilde Majestät einer jungfräulichen Natur zugleich mit den Ruinen aus der Druidenzeit und dem Mittelalter uns entgegentritt.

Gegen diese Denkmäler — um aus dem an interessanten Einzelheiten so reichen Buche wenigstens Einiges anzuführen — wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mit großer Rohheit verfahren. Besonders war der Landestheil Léonais überreich an religiösen Denkmälern. Hier hatte man im Jahre 1793 die Kreuze an den Wegen niedergeworfen, die man nach der Restauration wieder aufrichten wollte. Aber eine genaue Berechnung ergab, daß 1½ Million Franks nöthig wäre, nur um die in Finistère vorhandenen wiederherzustellen, und von dieser Summe wären zwei Drittel allein auf Léonais gekommen. Nachdem die Bretagne lange vor dem Zerstörungsggeist geschützt gewesen, der wie ein Orkan über das alte Frankreich wehet, ist nun die Reihe auch an sie gekommen. Hier hat man ein Kloster durch einen Anbau entstellt, dort ein anderes niedergeworfen, um aus den Steinen desselben eine Halle zu bauen. Eine schöne Ruine läßt man durch die Hände der Bauern und die Seestürme zu Grunde gehen, und auf einer Halbinsel hat man ein Heiligthum aus der Druidenzeit gesprengt, um Viehställe daraus zu bauen. Eine schöne Kathedrale hat man mit Kalkwasser übertüncht, und in einer andern hat man die Skulpturwerke, welche die Altäre umgeben, mit Del angestrichen. Die zerbrochenen kleinen Säulen eines schönen Klosters hat man als Grenzsteine an den Wegen aufgestellt und die Giebel dienen als Randsteine für Brunnen oder zur Viehtränke. Die kleinen Denkmäler, Kapellen, Kreuze, Nischen mit der Madonna, alle die, welche allein stehen, sind gar nicht zu retten, sie sind schon seit 50 Jahren die Beute fremder Bettler, Hausirer und Rostäuscher.

Und doch spricht sich Souvestre über dies vandalische Verfahren sehr gemessen aus. Es erfüllt ihn zwar mit Besorgniß, daß, während man die historischen Traditionen allerwärts zu sammeln bemüht ist, man solche Denkmäler verfallen läßt, die nicht minder für die Vergangenheit Zeugniß ablegen, die in freier Luft eine ächte Bibliothek mit steinernen Bänden bilden. Doch ist er sich dabei vollkommen bewußt, daß die Menschheit zu dem mühsamen Marsche, den sie unternommen hat, und auf dem sie noch begriffen ist, ihre alten Kleider hat ablegen und dem Dache und den Altären ihrer Vorfahren hat Lebewohl sagen müssen, daß

sie nicht jedes Andenken früherer Zeiten bewahren kann, und daß sie sich durch den Rückblick auf die Vergangenheit nicht darf verweidlichen lassen. Nur will er diese allmähliche Zerstörung dem Hauche der Jahrhunderte überlassen und sie nicht beschleunigt sehen, er will die Reste der Vergangenheit benutzen, um sie zu studiren; er sieht keine Nothwendigkeit, daß die Menschheit mit Füßen trete, was sie an nützlicher Erbschaft erhalten, und daß sie in roher Weise die Grenzsteine umwerfe, die den Weg bezeichnen, den ihre Väter durchlaufen haben.

Die Geschichte von einer jetzt verödeten Stadt will ich hier nicht übergeben, weil sie zu Souvestre in einer besonderen Beziehung steht; sie heißt Châteaulaudrin und liegt zwei Stationen von Saint-Brieuc. Wer hier Nachts durchfährt, sieht sich mitten auf einem langen Plage, der mit düstern Häusern besetzt ist; alle Fenster sind mit breiten Läden geschlossen, man sieht kein Licht, man hört keinen Laut. Die Schwellen sind mit Gras bewachsen, kein Schritt wiederhallet in den verlassenen Straßen. Aber am Ende des Platzes steht eine ganz erleuchtete Kirche, eine frische und feuchte Luft wehet uns entgegen, und über unserm Haupte hören wir ein dumpfes Poltern, vermischt mit dem Rauschen eines Wasserfalls. Dies seltsame Murmeln rührt von dem Teiche her, der die Stadt beherrscht und fortwährend bedrohet.

Am 13. August 1773 war das größte Haus an diesem Plage prächtig erleuchtet, Lachen und Klänge der Instrumente schallten aus den halbgeöffneten Fenstern, es war Ball. An der Thür stand ein junges Mädchen in einem Mousselinleide und mit Rosaatlas-Pantoffeln und hatte ihre Hände in denen eines jungen Mannes, dessen Arm um den Zaum eines Pferdes geschlungen war, und der, mit Reifelleidern angethan, sich anschickte abzureiten. Beide beklagten eine Trennung für wenige Stunden im Augenblick eines Festes, aber der Befehl des Herrn Obergeringieur war gemessen, der Weg war lang und schwierig, keine Zögerung war möglich.

Als er seine Braut umarmt hatte, stieg der junge Mann zu Pferde und verschwand im Galopp, wie wenn er seinen Unwillen durch die Bewegung und Erschütterung hätte ersticken wollen. Er war damals 17 Jahr alt und sollte gerade an dem Abend ein Menuett mit dem jungen Mädchen in Rosapantoffeln tanzen. Als er den Hügel erreicht hatte, der die Stadt beherrscht, hielt er sein Pferd an und neigte das Ohr nach rückwärts, in der Hoffnung, einige Noten von der Ballmusik zu hören, aber er vernahm nur das Tosen des Teiches, dessen Wasserfall durch das Aüstreten eines Bades gewachsen war. Er seufzte und ritt weiter.

Da fing der Sturm an zu heulen, Bliz und Donner durchzuckte und rollte durch die Finsterniß. Bald fiel der Regen in Strömen, und die Erde zitterte. Unser Reisender war damals drei Stunden von Châteaulaudrin und doch glaubte er nach dieser Seite hin eine Art tiefen und unbeschreiblichen Gebrülls zu hören. In diesem Augenblick verglich er seine Lage mit der seiner Freunde auf dem Balle und beneidete sie um ihr Glück.

Aber die auf dem Balle waren damals schon todt, denn der Teich war ausgebrochen, und die Stadt unter Wasser gesetzt.

Sobald der junge Mann am andern Tage Kunde davon erhielt, eilte er dahin so schnell wie möglich. Als er ankam, bemerkte er von Châteaulaudrin nur noch die Schornsteine, und in den Hallen stand drei Fuß Wasser. Vergebens versuchte er bis zum Plage vorzudringen, das ganze Thal war ein unermesslicher Fluß, dessen Strom bunt durch einander zerbrochenes Dachwerk, Wiegen von Kindern und Leichname von noch geschmückten Frauen mit sich fortriß. Erst am zweiten Tage konnte er bis zur Wohnung des jungen Mädchens vordringen. Er fand sie ertrunken, sie hielt noch die Hand ihres Tänzers. Eine Rose, die er ihr für den Ball geschenkt hatte, sah noch an ihrem Gürtel.

Dieser junge Mann war Souvestre's Vater, damals angehender Bauführer im Dienst der Stände der Bretagne.

Seit diesem Tage ist die Stadt stumm und verschlossen geblieben. Eine Lampe brennt jede Nacht in der Kirche zu Ehren der Todten. Wer diese Geschichte kennt, muß jedes Mal daran denken, wenn er an diesen schweigenden und schwarzen Häusern vorbeigeht, vor dem erleuchteten Chor und unter dem grollenden Teiche; denn Alles bewahrt das Gepräge des großen Unglücks, die Stadt hat die Trauer beibehalten.

Von dem, was Souvestre über die Sprache und Literatur der Bretagne zusammengestellt hat, möge hier noch Einiges folgen. Das alte Bas-Breton ist ein celtischer Dialekt, einer von denen, die Caesar vorfand, als er die Eroberung Galliens begann. Wenn er selbst, der celtischen oder gallischen Sprache unkundig, der Dolmetscher sich bedienen mußte, so ist es nicht zu verwundern, daß er das für verschiedene Sprachen hielt, was nur Dialekte einer und derselben Sprache waren. Dieselbe Sprache war auch in Albion, und die Briten, die von dort nach der alten Armorica, der jetzigen Bretagne, herüberkamen, fanden dort ihre eigene Sprache wieder und brauchten damit nicht zu wechseln.

In diesem Bas-Breton gab es eine Menge alter Heldenlieder, die sich gewöhnlich auf König Artus und seine Tafelrunde beziehen, die dann auf einem Umwege durch das Nordfranzösische, in das sie übersetzt wurden, auch zu uns gelangten und meist sehr bekannte Namen zeigen. Denn neben le brut d'Angleterre findet sich auch le chevalier au lion (Jwein), Erec et Enide, Lancelot du lac und Tristan le Léonais. Gerade in der Bretagne, die der römischen Civilisation am fernsten blieb, hat sich eine Blüthe nationaler Poesie erhalten, und hier wie in Wales sind die ersten Verfasser von den Rittergedichten und -Romanen zu suchen, die nachher in das germanische und romanische Europa eindringen, die, übersetzt, nachgeahmt und abgeändert, die Originale selbst mit der Zeit in Vergessenheit brachten. Diese alten celtischen Bardcn, wenn man sie so nennen will, die Verfasser der alten Lieder (lais), verschwinden aber mit der Zeit in der Bretagne wie in Wales, und an ihre Stelle treten herumziehende Sängcr, Leute aus dem Volke, selbst Bettler, von denen die Volkslieder stammen, die man jetzt in der Bretagne kennt und singt. Diese enthalten nur selten Spuren und Erinnerungen an die alten lais, sondern tragen meist das Gepräge ihres Ursprungs und ihres Jahrhunderts, sie sind der Ausdruck des Glaubens, des Gefühls und der Tradition des Volkes. Die gesungenen Lieder sind in Strophen geschrieben und in Versen von 12, 8 und 6 Füßen, sind gereimt, aber nicht sehr streng; denn sie sind für ein ungebildetes Publikum verfaßt. Die Sängcr selbst sind nicht minder einfach und unwissend, sie singen ohne Regel und Methode; es sind junge katholische Geistliche, Schulmeister, Dorfschreiber, arme Handwerker, die oft wie eine Art Vorrede ihren Namen, Gewerbe und Einzelheiten über ihre Familie in der Schlusstrophe angeben. Alle diese Lieder sind irgend einer bekannten Volksmelodie angepaßt, und ihre Zahl ist außerordentlich groß. Man würde hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wenn man sie auf 8—10,000 berechnete. Souvestre hat Finistère nach allen Richtungen durchstrichen, hat seinen Hirten, seinen Bettlern, seinen Spinnerinnen zugehört und fast jedes Mal ein neues Lied zu hören bekommen. Es kann, wie er meint, kein Wort das berauschende Gefühl wiedergeben, das derjenige empfindet, der der alten Sprache kundig ist, wenn er an einem schönen Sommerabend die Berge von Cornouaille durchstreift und den Gesängen der Hirten sein Ohr leiht. Bei jedem Schritt wirft die Stimme eines Kindes oder einer alten Frau ihm von fern ein Stückchen dieser alten Balladen entgegen, die nach solchen Melodien gesungen werden, wie man sie heutzutage nicht mehr macht, und die ein ehemaliges Wunder erzählen, ein im Thale verübtes Verbrechen oder eine Liebe, die zum Tode geführt hat. Die Strophen antworten sich von Fels zu Fels, die Verse flattern in der Luft, wie die Insekten am Abend, und der Wind wehet sie ihm in's Gesicht mit dem Duff des Getreides und des Quendels. Und geht man, in diese poetische Atmosphäre versunken, mitten durch eine ländliche Ebene, so sieht man große, mit Moos bekleidete Druidensteine, die am Rande der Gehölze stehen, Ruinen mittelalterlicher Schlösser, die in den Heiden, an der Seite von Hügeln wie niedergekauert liegen; denn man kann oft in dem kleinen Raume, den eine Flintenkugel durchfliegt, Denkmäler der Celten, der Römer, des Mittelalters und der Renaissance antreffen.

Dabei haben diese Volkslieder den verschiedensten Inhalt, sie können dem entsprechen, was man in der Kunstpoesie Ode, Elegie, Satire, Sittengedicht nennt, selbst dem Romane und dem wissenschaftlichen Vortrage. Wie mit Siebenmeilenstiefeln macht ein Volkslied in drei Tagen die Runde durch ein Bisthum, denn die Hirten verkünden es weiter von Fels zu Fels. Dabei kann man das Volkslied, nach dem Ausdruck eines heimlichen Dichters, ein zweischneidiges Messer nennen, das man zum Dienst eines Freundes benutzen, aber auch einem Feind in die Kehle stoßen kann. Doch hat es eine selten verläugnete Unparteilichkeit bewahrt und stellt, wenn es satirisch ist, meist das dar, was man die öffentliche Meinung nennen kann. Oft kann man nicht einmal sagen, wer es verfaßt hat, so viele haben daran mitgearbeitet.

Als im Jahre 1835 das Léonais zwei Monate von der Cholera schrecklich heimgesucht wurde, herrschte auf dem Lande eine dumpfe Resignation, in den Städten Unordnung und Verzweiflung. Ohne irgend Vorkehrungen zu treffen, sagte man auf dem Lande: Dieu nous a livrés au démon, und obgleich die Verwaltungsbeamten sich abmühten, die Bauern von den Vorsichtsmaßregeln in Kenntniß zu setzen, die in solcher Zeit getroffen werden mußten; obgleich ein Cirkular auf das andere folgte, und alle Pforten der Dorfkirchhöfe mit amtlichen Anweisungen besetzt waren, so waren doch das Alles ganz nutzlose Veruche. Der Bauer ging geradenwegs vorbei, drückte sich seinen großen Hut in die Augen und las nichts. Da kam ein Poet auf den Gedanken, die zur Verhütung der Krankheit anzuwendenden Mittel in Verse zu bringen, und eine Woche darauf sang man auf den Pachtböfen und in den entferntesten Flecken nach einer bekannten Melodie folgendes Lied:

Um die Cholera zu vermeiden, Christen, müßt ihr wenig Obst essen und nur Wasser mit Essig gemischt trinken. Ihr dürft euch nicht auf das kalte Gras ausstrecken in dem Augenblick, wo ihr in Schweiß seid.

Denkt daran, Christen! Denn jetzt ist die Zeit der Erndte mit ihrem Durst, ihrer Mattigkeit und ihrem Schweiß. Diejenigen, die auf meine Rathschläge nicht hören, werden getroffen werden, man wird sie zwischen vier Bretter einnageln, und ihre Kinder werden als arme schutzlose Waisen auf der Erde zurückbleiben!

Wenn dies Lied mehr half, als alle amtlichen Anweisungen, so sieht man, wie wirksam und kräftig noch jetzt das Volkslied in der Bretagne ist.

2. Le foyer breton.

Dies zweibändige Werk enthält Volksfagen aus der Bretagne, die Souvestre selbst aus dem Munde der Leute gesammelt, ja er giebt bei jeder einzelnen an, wo und von wem er sie erhalten hat. Wer mit der Geschichte und dem Zusammenhange der Völkersagen vertraut ist, wird gewiß auch in diesen bretonischen eine Verwandtschaft mit dem Gesamtgebiete herauserkennen. So nimmt Souvestre einmal einen ländlichen Aufenthalt bei einem ihm bekannten Pächter, angeblich, weil die Leute ihn sonst nicht verstehen würden, um die Freuden der Jagd zu genießen; in Wirklichkeit, um sich einige Wochen in anmuthiger Natur, zwischen blühenden Hecken und Büschen herumzutummeln und wo möglich Volksfagen zu erlauschen. Diese erhält er auch wirklich hier; während die Tochter Volkslieder singt, theilt ihm der Sohn, ein angehender Geistlicher, alte Ueberlieferungen mit, die noch von einem alten wandernden Schulmeister und einem Bettler (chercheur de pain dort genannt) vermehrt werden. Diese werden Abends am häuslichen Heerde im Familienkreise erzählt. Selbst ein Blödsinniger, der auf dem Pachtthofe lebt und die Schaafte hütet, wurde durch eine Erzählung des Bettlers innerlich so ergriffen, daß seine Züge sich veränderten, alte Erinnerungen in ihm auftauchten, und er selbst unter der größten Aufregung einige Erzählungen mittheilte, bis er endlich in seine gewohnte Theilnahmlosigkeit zurückfiel. Unter den hier erzählten Sagen befindet sich auch die vom Rothleichen, das einen Dorn in Christi Krone zerbrochen und zum Lohn dafür bis zum jüngsten Gericht leben soll. Alle Jahr darf es ein armes und braves Mädchen reich machen, und dies Glück trifft in einem Jahre die Tochter einer armen Wittwe, Weißdorn, die von ihren Brüdern des väterlichen Erbes beraubt worden war.

Als Souvestre einmal Léonais durchstreift, trifft er in einer Dorsherberge zwei Bauern, zu denen ein Flachshändler vom Lande sich gesellt. Die drei unterhalten sich, dann reitet der Händler ab, und die zwei Bauern folgen ihm. Souvestre verläßt das Wirthshaus zuletzt und sieht nach einiger Zeit zwei Reiter aus einem Querwege kommen und denselben Weg einschlagen, den er selbst verfolgt. Sie singen in einem langsamen und schwermüthigen Tone das alte Gespräch zwischen dem ewigen Juden und dem Biedermann „Glend“, das hier Platz finden möge.

Hört mir zu, Leute aus allen Ständen, hört an die Unterhaltung, die so eben stattgefunden hat zwischen den beiden ältesten Leuten, die auf der Erde sind, zwei Leuten, die bis zum jüngsten Gericht leben sollen.

Der eine heißt Isaaq der Wanderer, der andere Glend. Seine Gegenwart bringt Schmerz in alle Lande. Ach! warum ist er nicht todt! Wie glücklich würden die Menschen sein, wenn er todt wäre!

Bei der Stadt Orléans trafen sie sich und begrüßten sich wie die Alten. Glend sagte zuerst zu Isaaq:

— Guten Tag, ewiger Jude, woher kommst du? was machst du in dieser Welt? Du bist müde und traurig, wie ich sehe.

— Ich wandere Tag und Nacht; Gott will es, weil ich ihm mißfallen habe; ich wandere Tag und Nacht und ich erleide das größte der Uebel, ich kann nicht sterben. Leben, leben bis zum Gericht, wie schrecklich! Ich glaubte, der älteste auf der Erde zu sein, und ich sehe, daß du noch älter bist in den Leiden des Lebens.

— Armes Kind, du bist in Vergleich zu mir erst gestern geboren. Seit wie viel hundert Jahren bist du in der Welt? Meine Jahre zählen nach Tausenden. Als unser Urvater Adam ungehorsam gegen Gott war, wurde ich in seinem Hause geboren, und seitdem haben mich seine Kinder wider ihren Willen immer an ihrem Heerde ernährt.

— Alter Vater, welches ist denn dein Name und Stand?

— Ich bin der Biedermann Glend. Ueberall, wo ich durchkomme, höre ich weinen; ich bin die Ursache aller Uebel und der Vater der Verbrechen. Du mußt mich kennen, denn seitdem ich geboren bin,

rufft das Menschengeschlecht meinen Namen; ich habe ihm alle Leiden zu dulden gegeben, ich habe es an alle Qualen gewöhnt.

— O! wenn du der bist, der die Menschen quält, so kenne ich dich. Seit 1700 Jahren habe ich zuviel von dir sprechen hören. Du bist der böse Geist der Erde. Warum gehst du nicht wenigstens zu den Reichen, alter Thor? Warum ziehst du die Dächer der Armen vor, unter denen man nicht immer Brot ißt?

— Schweig, Jude; bald, wie ich hoffe, wird man mich einen Gang zu den Reichen machen sehen; wenn ich einmal in ihr Haus eindringen kann, soll man mich nicht leicht daraus verjagen.

— Dein Kleid ist zu abgemust, alter Böfewicht, als daß man dich bei vornehmen Leuten aufnehmen wird; sobald man dich auf der Schwelle sieht, wird man dich wegzagen, du passest für arme Leute.

— Ich kann arme Leute aus vornehmen machen, Jude! und bei den Mächtigen dringe ich mit List ein. Zwei Dienerinnen sind immer da, die ich kenne und die mir die Thür öffnen, Verschwendung und Nichtsthun.

— Leb wohl, böser Geist, dein Anblick regt mein Blut auf. Geh, geh, böser Greis, wir haben nichts zusammen zu schaffen. Ich habe einen stärkeren Feiniger, als du bist, ich stehe unter der Hand Gottes.

An einer einsamen Schmiede machen die beiden Reiter darauf Halt, Souvestre holt sie bald ein und erkennt in ihnen die Leute, die er vorher in dem Dorfkrüge getroffen, auch der Flachshändler ist da. Dies zweite Begegnen, ohne daß einer von dem Wege des andern etwas gewußt, hat etwas so Unerwartetes und Seltsames, daß sich bald eine Art Vertraulichkeit einstellt.

Der Händler hatte Halt gemacht, um sein Pferd beschlagen zu lassen, und die beiden Bauern hatten ihre Pfeifen wollen anzünden, Souvestre war zufällig dazu gekommen. Man fragt sich nun gegenseitig, wohin man reist, und da alle vier desselben Weges ziehen, beschließt man, in Gesellschaft die Reise zu beendigen. Souvestre will dies glückliche Zusammentreffen natürlich für seine Zwecke ausbeuten und bringt die Unterhaltung auf die Sitten des Landes, die Balladen und Volksfagen. Aber die Reisegefährten wollen Anfangs mit der Sprache nicht recht heraus, aus Erfahrung fürchten sie den Spott der Städter, und Souvestre's städtischer Anzug macht sie argwöhnisch. Souvestre weiß sie aber zu beruhigen, die Zunge der drei Landleute löst sich, und Souvestre erhält von ihnen schätzbare Mittheilungen, zu denen denn auch einzelne Volksfagen gehören. Der Hufschmied trägt auch seinen Theil dazu bei.

Souvestre durchreißt einmal zu Pferde die dürre und wilde Umgebung der Bucht von Audierno an der Nordwestküste, wo man wie in einer Einöde sich befindet, die keinen Schatten, keine Blume, kein Lebenszeichen darbietet. Er will dort an einer einsamen Schifferhütte ein Boot sich mietben, um, wie er es früher schon einmal gethan, das Vorgebirge Penmarch zu umsegeln. Der Schiffer, der ihn damals gefahren, ist aber vor kurzem gestorben, und dessen Wittve und Sohn übernehmen es jetzt. Er trauet aber ihrer Geschicklichkeit nicht genug, und da unterwegs der Himmel düster wird, und ein heftiger Wind sich erhebt, der ihrem Fahrzeuge Gefahr drohet, so flüchten sie sich nach einer in Sicht liegenden Gruppe von kleinen Inseln (les Glenans) und landen auf der einen, Namens St. Nicolas. Hier findet sich mitten auf der Insel bei einem halbzerstörten Brunnen die Mannschaft anderer Boote, neun Personen, zusammen, die sich auch vor dem Sturme hierher geflüchtet. Es sind Fischer, Schiffer und Steuerbeamte, die um ein Feuer herum sitzen, über dem drei gekreuzte Ruder einen Kessel mit Fischen tragen. Die Segel ihrer Boote schützen sie gegen den Wind. Die Renantommenden werden wie erwartete Gäste empfangen und setzen sich zu ihnen. Unterdessen klärt sich das Wetter auf, und der Wind läßt nach, aber die See ist auch nachher noch so bewegt, daß der alte Fischer erklärt, vor morgen könnten sie nicht wieder an's Land zurückkehren. Nach der überstandenen Gefahr erscheint aber der gefundene Zufluchtsort allen ganz angenehm, denn sie sind froh, festen Grund unter den Füßen zu haben. Souvestre wird mit seiner Begleitung zum Mitessen eingeladen und nimmt es gern an. Und er hat mit dieser Fahrt Glück, denn unter den neun Personen sind vier, die als Erzähler vor allen gelten konnten, ein Fischer, die Wittve, ein Steuerbeamter und ein Bootsherr. Von diesen hört Souvestre einige Volksfagen, die ihm am Herde dieses maritimen Lagerplatzes erzählt werden, unter einem bestirnten Himmel, während der Wind, der ruhiger geworden, ihnen tausendfache Gerüche vom Ufer zuwehete, und das Meer zu ihren Füßen mit einem Rest von Jörn grollte.

Nachdem Souvestre bei Carnac, nicht weit von der Halbinsel Quiberon, die riesenhaften Spuren der celtischen Welt studirt hat, will er auch die der Ritterzeit auffuchen. Dazu gehört der Wald von Paimpont, früher der Wald von Brocéliande oder Brezilian, der in den Rittergedichten des Artus und der Tafelrunde eine so große Rolle spielt. Hier soll der Zauberer Merlin noch jetzt am Fuße eines Weisdombusches im Zauberschlafe liegen. Auch befindet sich hier der Zauberbrunnen, der im Jwein vorkommt. In Wahrheit ist hier die Quelle Baranton, deren Wasser, wenn man ein Stück Metall hineinwirft, aufwallt,

wie wenn es sieden wollte; auch werfen die Kinder öfter Stechnadeln da hinein und rufen dann: Lache, Duëlle von Baranton. Von Ploërmel*) aus (im Departement Morbihan) besucht Souvestre diesen Wald unter der Führung eines Wilddiebes, der hier Weg und Steg kannte. Leider ist die Jahreszeit sehr unglücklich, es ist im Januar und liegt Schnee. Im Laufe des Gesprächs kommt es heraus, daß der Wilddieb auch Kenntniß der Volksagen hat, doch spricht er davon mit einer etwas verächtlichen Kürze. Unterdessen kommt ein Schneegestöber, welches in Verbindung mit dem Glatterise ihnen das Weiterkommen erschwert. Ein Schlächter aus Ploërmel holt sie zu Pferde ein und schlägt ihnen vor, mit nach der Hütte eines benachbarten Holzschuhmachers zu kommen, der hier im Walde mit Frau und Kind lebt. In der Hütte, wo sie ein Unterkommen finden, sieht es sehr ärmlich aus. Ein Müller aus der Nachbarschaft, der etwas Mehl bringt, kommt dazu und erzählt von dem Prozesse, den er gegen seinen Neffen zu führen hat, welchem er Gutes erwiesen, und der ihm mit Undank gelohnt hat. Ganz natürlich, sagt der Wilddieb, „le plus sûr moyen de rendre les gens mauvais, c'est de leur faire du bien“, und erzählt nun die Volksage: le diable devenu recteur (so heißt in der Bretagne der Landgeistliche), die eine der besten von allen ist. Der Müller und Schuhmacher bleiben nicht zurück, und letzterer erzählt die Sage von Peronnik l'idiot, die deshalb von Interesse ist, weil sie in Zusammenhang steht mit dem Rittergedicht Peredur, das aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts stammt. Dieser Held bekämpft Riesen, Löwen, Schlangen, Seeungeheuer, Zauberinnen und erobert schließlich das Zauberbecken und die Zauberlanze. Ersteres, dessen Anblick alle Wunden heilt und den Todten das Leben wiedergiebt, ist dann im heiligen Graal wiederzuerkennen, und so werden die ersten Anfänge des Parcival auch auf eine celtische Grundlage zurückzuführen sein, die Chrétien de Troyes dann weiter umgestaltet und verändert hat.

Die Art und Weise, wie Souvestre in den Besitz dieser Volksagen gekommen ist, glaubte ich hier etwas näher angeben zu müssen, weil sie am besten zeigt, wie redlich und unermüdet er geforscht, und wie er selbst Beschwerden und Lebensgefahr nicht gescheuet hat, um das Gewünschte aufzufinden und zu gewinnen**).

3. Souvenirs d'un Bas-Breton. (2 Theile). Scènes de la Chouannerie.

Die Generation, der Souvestre angehörte, hat aus dem Munde der Väter viel vernommen vom Jahre 1793, wo die Bretagne und Vendée in Waffen stand gegen die Republik. Da konnten die Kinder von Thatsachen hören, die in Geschichtsbüchern nicht verzeichnet stehen; denn neben der durch Urkunden und Chroniken beglaubigten Geschichte waren Erzählungen im Umlauf, die der mündlichen Ueberlieferung entsprangen und zum Theil mit Volksliedern in Verbindung standen. Da diese aber auf mündliche Mittheilung beschränkt blieben, und, obgleich oft wiederholt, doch nicht gesammelt worden sind, so ist das Meiste davon in Vergessenheit gerathen. Und doch wäre in ihnen mancher wichtige Beitrag zur eigentlichen Geschichte enthalten gewesen. Von denen, die in Souvestre's Jugend Väter waren, kannte Jeder einen verschiedenen Theil der Begebenheiten des Jahres 1793, aber die Erinnerungen aller bilden erst ein Ganzes. In solchen mündlichen Ueberlieferungen können sich falsche Auffassungen, Vorurtheil und selbst Unwissenheit vorfinden,

*) Nach dieser Stadt ist die neue Oper von Meyerbeer benannt, die 1859 erschien, le pardon de Ploërmel; deutsch, wenn ich recht gehört, der Markt von P. genannt. Unter pardon versteht man in der Bretagne das Fest eines Schutzheiligen. Nach der Revue des deux mondes (Mai 1859) ist der Stoff zu der Oper einer Erzählung Souvestre's entnommen „la chasse aux trésors“, das libretto ist von Barbier und Carré. Bei dieser Gelegenheit wird Souvestre un écrivain laborieux et honnête genannt, der Charakter der Heldin Dinorah ist übrigens ganz nach seiner Darstellung. Dabei wird bemerkt: par ce temps d'exploitation littéraire extrême ne serait-il pas juste au moins de rendre hommage à la mémoire d'un écrivain honorable, qui vous a mis sur la trace d'une veine, qui, grâce à la musique du maître, deviendra pour vous un filon d'or. Eine Siege kommt in dieser Oper vor, qui a son rôle tracé dont elle s'acquitte à merveille.

**) In ähnlicher Weise kann man noch jetzt auf unserm benachbarten Rügen, wenn man die Sprache des Volkes versteht, mit ihm umzugehen weiß und überhaupt für diese Sachen Interesse hat, aus dem Munde von Landleuten (alten Schäfern, Kuhhirten und Frauen) Volksagen zu hören bekommen, wie solche einer meiner literarischen Freunde gefunden und aufgeschrieben hat. Dem Souvestre unähnlich hat er sie jedoch bis jetzt unbenutzt in seinem Pulke liegen lassen.

aber es ist Leben in ihnen, denn sie zeigen uns aufs Deutlichste, wie in einem bestimmten Zeitabschnitt, in einer bestimmten Lage und Stimmung das Volk gesehen, gehört, gefühlt und erzählt hat. Die Irrthümer, die hier vorkommen, sind daher nicht als Lügen, sondern vielmehr als relative Wahrheiten anzusehen, die man nur an ihren rechten Platz zu setzen braucht, um wirkliche Wahrheit in ihnen zu finden.

Souvestre hat es in den obengenannten Schriften unternommen, für eine Provinz die mündlichen Ueberlieferungen aus jener Zeit zu sammeln und der Vergessenheit dadurch zu entreißen. Er hat dazu außer wirklichen Geschichtsquellen und manchen bisher unbekanntem Bemerkungen die Erzählungen alter Leute benutzt und Erkundigungen eingezogen, wo er nur gekonnt. Dadurch sind manche Thatsachen erst an's Licht gebracht, andere, die man schon vergessen, in das Gedächtniß zurückgerufen worden. Um aber diesen verschiedenen und zerstreuten Thatsachen ein gemeinschaftliches Band zu geben, hat Souvestre einen bestimmten Zuschauer jener Begebenheiten gewählt, der sie verknüpft, indem er das, was er selbst erlebt hat, uns erzählt.

Zuerst wird uns in den Souvenirs die Bretagne vor der Revolution geschildert. Wir erkennen daraus, wie damals die Beschäftigungen und Gewohnheiten jedes Standes waren, wie es in den Familien aussah, und wie es mit den gesellschaftlichen Verhältnissen im Ganzen sich verhielt, als die große Krisis eintrat. In der Bretagne und Vendée, wo der Geist des Widerstandes eben so viel Fähigkeit hatte, wie der Geist der Neuerung glühend war, wo sich beide Parteien und Principien mit gleichen Waffen bekämpften, mußte der Kampf auch den Charakter größerer Gewaltthätigkeit annehmen; denn hier ging Alles, Muth, Grausamkeit, Einsicht und Thorheit über das gewöhnliche Maas, ja über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus. Daher kommen in diesen Erinnerungen mitunter so auffallende Sachen vor, daß die getreue Erzählung derselben für eine seltsame Erfindung angesehen werden kann, und doch ist nur Wahrheit, nicht Phantasie, in ihnen enthalten, Alles ist wirklich so geschehen und aufrichtig erzählt.

Zum Träger der ganzen Erzählung hat Souvestre einen Handels- oder Geschäftsmann gewählt, der vermöge seines Standes und Berufes am leichtesten in die verschiedensten Kreise Eingang finden konnte. Wir sehen ihn daher im Lager der Republikaner, wie der Royalisten, wir treten mit ihm in Nantes in Carriers's Salon und lauschen den Reden der zügellosen Republikaner, Alles steht lebendig und mit ganz anderer Frische vor unserem Geiste, wenn wir die Begebenheiten im Augenblick vor uns geschehen sehen und in das Getriebe der noch kämpfenden Parteien hineinblicken können.

Die Scènes de la Chouannerie spielen in dem Landestheile Maine, der südlich von der Normandie und östlich von der Bretagne liegt. In dieser Landschaft ist die royalistische Bewegung und der Widerstand gegen die Republik nur unvollständig gewesen und geblieben, da sie weniger durch politische Grundsätze als durch materielle Interessen verschiedener Art erregt und erhalten wurden. Doch tritt uns hier die kräftige Gestalt des Jean Chouan entgegen, nach dem die ganze Bewegung genannt worden ist, der seine Gefährten zu einem besonderen Corps von 5000 Streikern vereinigte, das die kleine Vendée genannt wurde.

Aus diesen Scenen will ich hier nur eine anführen. Jean Chouan befindet sich einmal mit 40 Mann in einem Versteck und macht Kartuschen, als ein Bote keuchend ankommt und meldet, Herr von Talmont sei arretirt. Diesem Edelmann verdankt Chouan sein Leben, denn er hat seine Bequädigung erwirkt, als Chouan, der vorher ein arger Schmuggler gewesen und Steuerbeamte erschossen, zum Tode verurtheilt war. Auf diese Nachricht stürzt Chouan fort und kommt erst am dritten Tage zurück. Er hat die Kunde eingezogen, daß Talmont sich in Rennes befindet und von da nach Laval (in Maine) soll transportirt und dort vor Gericht gestellt werden. Den Tag des Transports, wo Talmont in der Nähe von Chouan's Versteck soll vorbeigebracht werden, wird dieser erfahren und sich dann mit seinen Leuten im benachbarten Gebüsch zu seiner Rettung bereit halten. Man übergiebt ihm nur einen Brief, der in seiner Abwesenheit von einem Bettler für ihn abgegeben worden. Aber weder Chouan, noch die anwesenden Kameraden können lesen, man schießt also zu Dominus vobiscum. So wird nämlich von seinen Gefährten ein gewisser Godeau genannt, der drei Monate in einem adligen Hause als Jagdhüter in Dienst gestanden und seitdem adlige Manieren anzunehmen sich bemüht hat. Auch steht er in dem guten Rufe, lesen zu können und sogar etwas Latein zu verstehen. Die letztere Annahme ruht daher, daß er früher von einem Priester die Worte Dominus vobiscum sich hat übersetzen lassen. Diese Kenntniß hat er seinen Kameraden gegenüber so oft zur Schau getragen, daß diese ihn danach benannt haben. Godeau betrachtet den Brief lange und aufmerksam und erklärt endlich, es sei kein Sinn darin zu finden, wahrscheinlich wollten „die Blauen“ ihnen nur einen Streich spielen. Chouan beruhigt sich dabei, stellt zwar Schildwachen aus, aber drei Tage vergehen ohne weitere Nachricht. Am vierten eilt Chouan, der vor Umrube nicht mehr essen und schlafen kann, fort und kommt in Muth und Verzweiflung zurück. Talmont ist während dieser Zeit vorbeitransportirt und in Laval bereits hingerichtet; der Brief, den Godeau für sinnlos erklärt, hat dem Chouan den versprochenen Wink geben sollen. Nun soll Godeau als Verräther erschossen werden, und während er gebunden an der Erde liegt, und fünf

bis sechs Flintenläufe gegen seine Brust gerichtet sind, stammelt er in Absätzen: „Ich war meiner Sache nicht ganz sicher — man schießt doch keinen todt, weil er sich getäuscht hat — der Brief war auch zu schlecht geschrieben — ich bin kein Verräther“. „Kannst du lesen?“ brüllen ihm die Andern entgegen. Da endlich, am Rande des Todes, bekennt Godeau mit stammelnder Stimme: „Nein“. Er wird nun losgebunden, man schenkt ihm das Leben, aber jagt ihn als einen verächtlichen Menschen von dannen.

Einen Theil dieser Scenen hat Souvestre aus dem Munde eines alten Priesters vernommen, in dessen Haus er durch einen Bekannten eingeführt worden. Dieser ist auf Souvestre's Fragen zuerst zurückhaltend. Ihr junge Leute, sagt er zu ihm, verlangt nach solchen Erzählungen aus Neugierde, ihr sucht Unterhaltung und Aufregung. Wir Greise sprechen nicht so gern davon, weil dadurch alte Wunden bei uns aufgerissen werden. Doch wird der Alte gegen Souvestre mittheilsam, und einige Stunden vertraulicher Herzensergießung reichen hin, um zwischen beiden ein intimes Verhältniß herzustellen; wobei Souvestre bemerkt: *il en est de la confiance comme de l'amour: une vie entière ne peut vous la conquérir, et une seule heure vous la gagne.*

4. Scènes et moeurs des rives et des côtes.

Obgleich neben diesem Werke sich noch manche andere ähnlicher Art anführen ließen, habe ich doch dies hier an die Spitze gestellt, weil es die ganze Gattung am schärfsten charakterisirt. Wir kommen hier zu den sogenannten Dorfgeschichten, in denen Souvestre recht eigentlich zu Hause ist. „Inmitten“) einer ganz realistischen Wahl und Behandlung seiner Stoffe von einem warmen Idealismus belebt, hat dieser in jeder Beziehung sehr würdige Mann, dessen Erscheinung seine Freunde gern der eines protestantischen Predigers verglichen, vor Allem seine geliebte Heimath, die Bretagne, zum Schauplatz seiner Novellistik gewählt. Mit jeder Bucht, jedem Fels, jeder Düne der Meeresküste bekannt, in jeder Fischerhütte, auf jeder Barke heimisch, schildert er das Leben und Treiben des Bauern und Fischers und die Natur im Wald, Gebirg und am Meer, mehr als fleißiger und kundiger Zeichner, denn als blendender, effektvoller Maler“. Auch ist Souvestre auf diesem Gebiete seiner schriftstellerischen Thätigkeit dem Publikum, wie ich glaube, am meisten bekannt, da die Gattung der Dorfgeschichten bei demselben in Gunst steht und, wo sie von kundigen Schriftstellern bearbeitet worden ist, es auch verdient. Kenntniß der Menschen und ihres alltäglichen Treibens, sowie ihres geistigen Horizontes, Kenntniß der ländlichen Verhältnisse und Sinn und Beobachtungsgabe für dies Alles trug er in hohem Maasse in sich, und darum ist ihm die Darstellung dieser Kreise der Gesellschaft durchaus gelungen. Souvestre wird auf diesem Gebiete leicht an Melchior Meyr erinnert, dessen Erzählungen aus dem Ries mit Recht so großen Beifall gefunden haben, der es aber auch versteht, wie z. B. in der Lehrerbraut und in Regine, den Fortgang seiner Geschichte fein und psychologisch zu motiviren.

5. Pierre Landais.

Zu diesem kleinern historischen Roman ist der Stoff, weshalb ich ihn hier noch anführe, aus der Geschichte der Bretagne entnommen, wo kurz vor 1500 der letzte Herzog, Franz II., zu Nantes lebte. Schon drohet diesem alten Herzogthum die Amerion an Frankreich, schon erwarten manche hohe bretonische Barone, obgleich der einheimische Hermelinorden an ihrer Brust hing, mit Ungeduld die Stunde, wo sie aus den eiförmigen Gaidegegenden der alten Armorica zum prachtvollern Hofe des Oberlehnsherrn, des französischen Königs, werden übergeben können, und wo Ludwig XI. sich anschicken wird, mit Gewalt Rechte geltend zu machen, die er einer Nebenlinie des herzoglichen Hauses abgekauft, Rechte, die in der Hand eines andern lächerlich, in seiner Hand aber furchtbar waren.

Da, als die letzte Stunde der Bretagne geschlagen zu haben schien, warf sich Pierre Landais, der aus niedriger Stellung — er war der Sohn eines Schneiders — zum höchsten Staatsamt in der Bretagne sich emporgeschwungen, mit Entschlossenheit den Plänen Ludwigs entgegen und hielt den Sturz seines Heimathlandes noch zehn Jahr auf. Ludwig erstaunte, einen so gewigten Gegner zu finden, der den kleinen

*) Französische Literaturbilder von Alexander Büchner, Theil II, S. 58.

Hof der Bretagne zu einem Sammelplatz aller Feinde Frankreichs machte, zum Bundesgenossen aller Höfe, die mit ihm im Kampfe waren. Denn dem Landais war es gelungen, dem schwachen Franz II. etwas Muth wiederzugeben, der dann auf eine Zeitlang seinen schwankenden Willen dem seines staatsklugen Ministers unterordnete. Aber Landais, von Hause aus ein natürlicher Feind der Vornehmen, denen er mit Haß die Verachtung zurückgab, die sie gegen ihn hegten, ging durch den Adel zu Grunde, der zuletzt vom schwachen Herzoge die Gefangennehmung seines Ministers ertrotzte und ihn ohne seinen ausdrücklichen Befehl hinrichtete, den letzten Breton, der die Kraft und Einsicht hatte, die Selbständigkeit der Bretagne Frankreich gegenüber aufrecht zu erhalten. Souvestre sucht in dem Roman diesen Landsmann in seinem großartigen politischen Treiben und seiner rastlosen und ersünderischen Thätigkeit darzustellen und seinen Ruf im Andenken der Nachwelt zu retten; auf vollständige und streng geschichtliche Weise ist dies jedoch erst einem anderen Landsmann des Landais, Louis de Carné, geglückt, der im November- und Decemberheft der Revue des deux mondes 1860 in einem Aufsätze „Pierre Landais et la nationalité bretonne“ die Verhältnisse in das rechte Licht stellt. Es ist auch nicht zu verwundern, daß nach einem Kampfe, der gegen so mächtige Feinde geführt werden mußte, gegen den bretonischen Adel, Jahrhunderte lang Verleumdungen das Andenken dieses Unglücklichen verfolgt haben, der mit seiner muthigen Treue zu spät kam und kein weiteres Unrecht gethan hat, als eine Politik der Bretagne gegen eine Aristokratie verteidigt zu haben, die schon halb französisch war; eines Mannes, der nicht nur der Grausamkeit seiner Feinde erlag, sondern auf dessen Andenken auch Jahrhunderte lang die Gleichgültigkeit und das Stillschweigen seiner eigenen Landsleute gelastet hat, und dessen Geschichte von seinen Richtern, d. h. von seinen Hekern geschrieben worden ist.

Ueber die Romane und Erzählungen, die Souvestre außerdem in so großer Menge geschrieben, füge ich noch eine Bemerkung hinzu. Die ersten sind etwas herbe und bitter, er ist in ihnen bis zur Bewunderung, ja bis zum Zorn bewegt über die Unbilligkeiten und Laster, die er um sich entdeckt; er stellt es sich als Aufgabe, diese an's Licht zu ziehen und öffentlich anzuklagen. Er will die menschliche Gesellschaft aus ihrem matten Schlummer wecken, ihre Wunden ihr zeigen, damit sie in Angst gerathe und mit der Heilung der Uebel nicht zögere. Später wird er ruhiger, hört aber nicht auf, denselben Zweck zu verfolgen; er geht weniger ungestüm, aber sicherer und direkter auf sein Ziel los. Auf die Wunden, die er bloßgelegt, giebt er den Balsam der Geduld und der Ergebung; er zeigt uns das Glück, das in der Mäßigung unserer Wünsche liegt; er führt uns zu Gemüthe, wie viel Ersatz für Verlorenes rings um uns zu finden ist, wenn wir nur den guten Willen haben, uns dadurch trösten zu lassen. Und auch wo er nur einfacher Erzähler ist, wo er durch Felder, Wälder und Strandgegenden wandert, in der Hütte des Landmanns weilt, im abendlichen Kreise beim Fischer oder Holzhauer sitzt und beschreibt, was er gesehen, bloß in der Absicht, uns zu zerstreuen und angenehm zu unterhalten, auch da wehet uns eine so gesunde Poesie entgegen, etwas so Reines und Kräftiges, daß es ihm wohl gerade hier am besten gelingt, einen heilsamen Einfluß auf den Leser auszuüben. Seine tiefe Sittlichkeit wie sein Mitgefühl für unsere Leiden zeigen sich hier am deutlichsten und lassen seine ganze Lebenswürdigkeit und liebevolle Gesinnung am klarsten hervortreten.